

101
V.
83

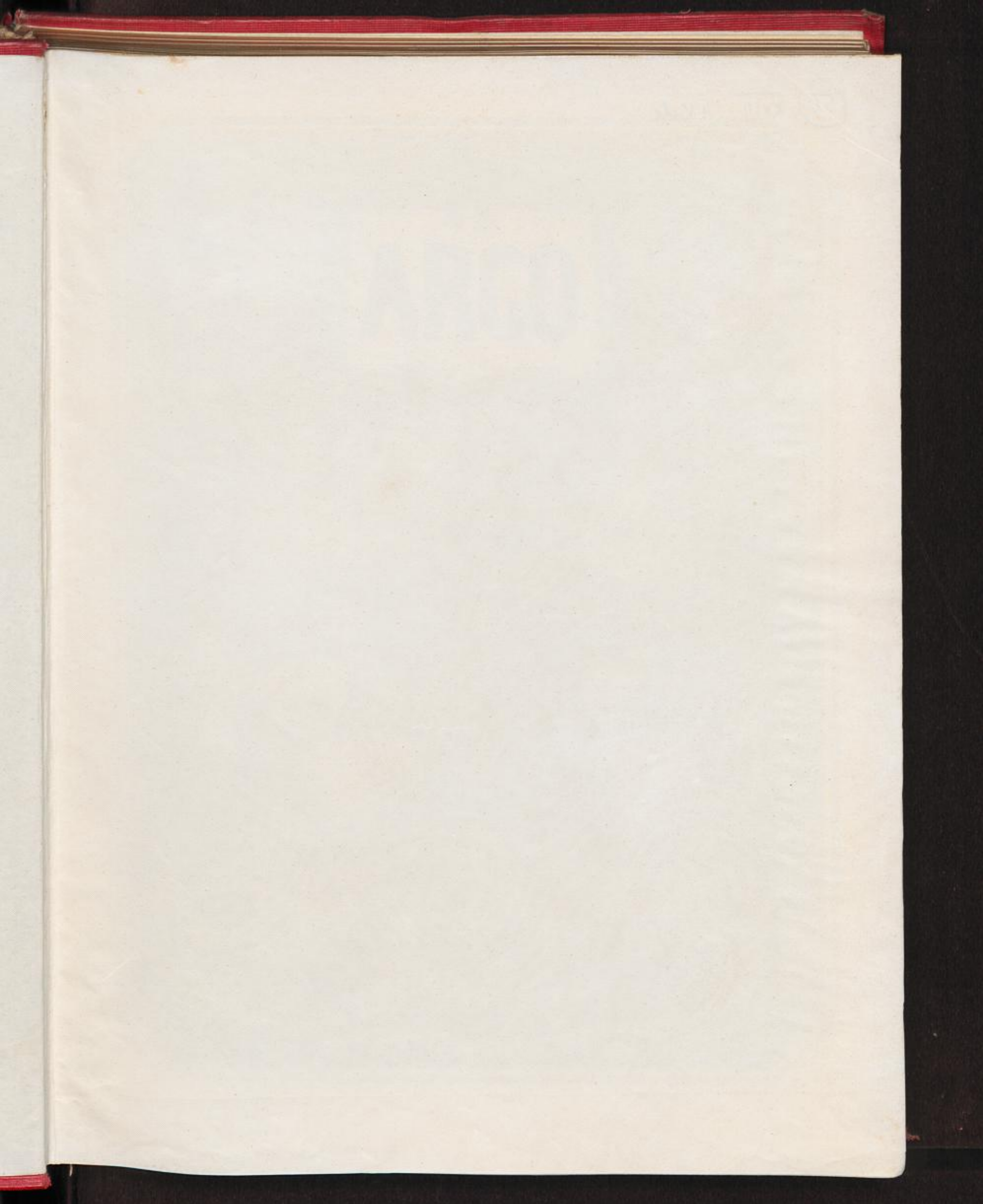
W. H. Smith

ARGO

ARBO

Welle. h. w.

Nicht ausleihbar

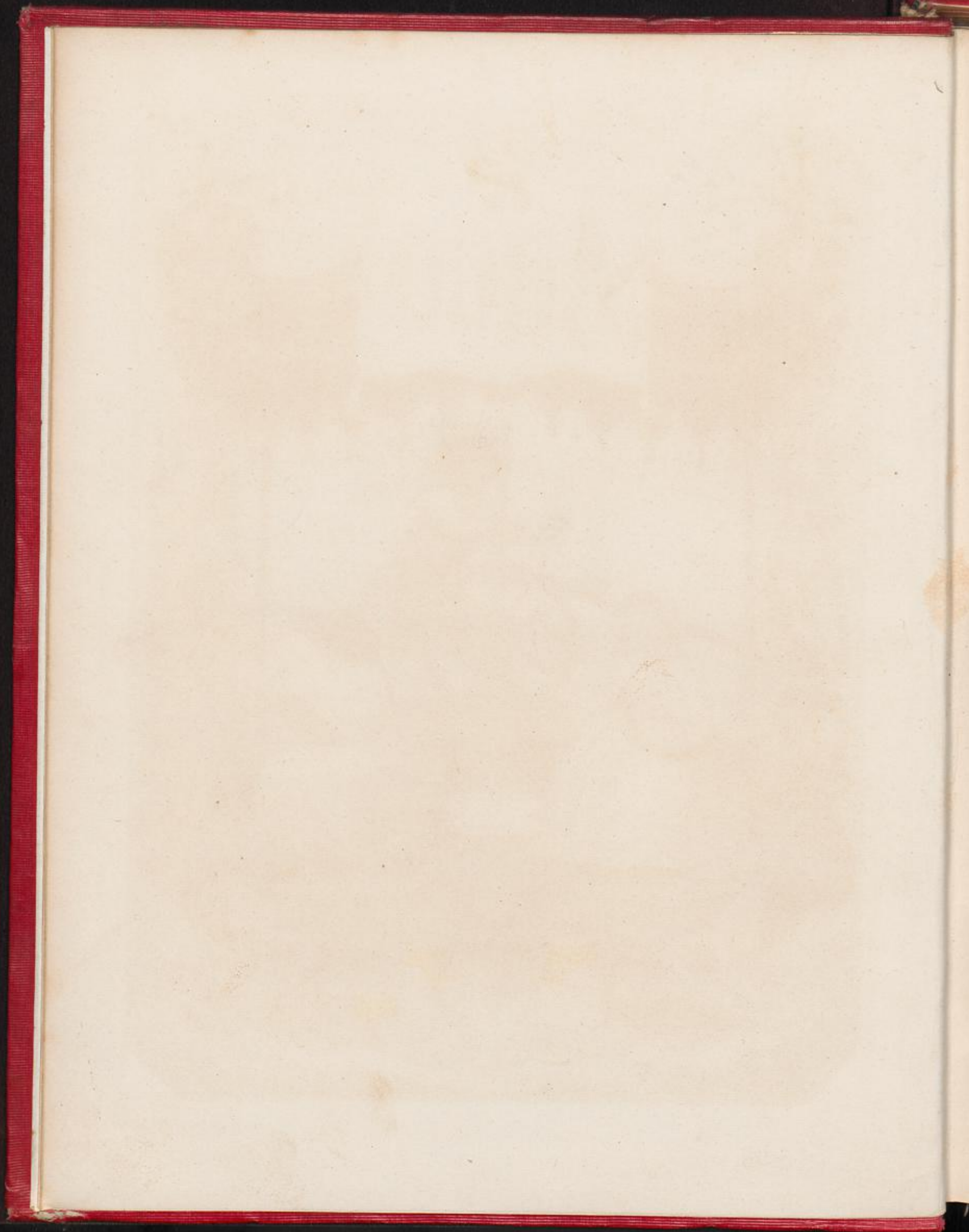


(50) XXIII 4 Bde



Aquarelle v. Th. Hossainann.

Farbdruck v. Storch & Kramer, Berlin.



ARGO.

Album für Kunst und Dichtung

herausgegeben

von

Fr. Eggers, Ch. Hofmann, B. von Lepel.

[79. 3]

Breslau

Verlag von Eduard Czerwinski

1859.

K. W. 4683. (4^o)
N^o

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

54.2696

Band 107. 2. Teil.

Eduard Ganel's Buchdruckerei

Düsseldorf.

Inhalt.

Bilder.

Titelblatt. Von Th. Hofemann.

<i>Zweifache Andacht.</i> Von G. Arnold.	<i>Cantatus.</i> Von A. Steffel.
<i>Commercial-room.</i> Von L. Köppler.	<i>Römischer Winkel-Advocat.</i> Von G. Grotius.
<i>Im Hochlande.</i> Von A. Haun.	<i>Marodeurs.</i> Von D. Weber.
<i>Sechs und Sechzig.</i> Von Th. Hofemann.	<i>Süßes Nichtsthan.</i> Von B. Amberg.
<i>Don Juan.</i> Von A. Menzel.	<i>Fischer im Bosporus.</i> Von H. Kressschmer.
<i>Jagdschloß.</i> Von W. Rieffahl.	<i>Der Freikuhle.</i> Von W. Rieffahl.
<i>Mit Verlaub.</i> Von O. Wisniewski.	<i>Der neue Pfeifenkopf.</i> Von Th. Hofemann.
<i>Auf der Postta.</i> Von L. Bürger.	<i>Schwere Wahl.</i> Von G. Arnold.
<i>Birkenhain.</i> Von Ed. Bape.	<i>Zerkürtes Raubneß.</i> Von A. Haun.

Dichtungen.

<i>Salomon de Caus.</i> 1—6. Von Rudolf Gottschall 1	<i>Verlassen und Verloren.</i> Von Hermann Lingg 30
<i>Auf dem Staatshofe.</i> Novelle von Theodor Storm. Mit Initiale von W. Rieffahl 7	<i>Genesius.</i> Ballade von H. v. Lepel. Mit Initiale von H. v. Blomberg 31
<i>Chafelen.</i> Von H. v. Lepel 22	<i>Schulgeschichten.</i> Von Emanuel Geibel 31
<i>Drei Jugendblätter aus John Franklin's Lebensbuch.</i> Von Grt. Fr. Schrenberg. Mit Initiale von L. Bürger 23	<i>Chafelen.</i> Von H. v. Lepel 32
<i>Im Garten.</i> Von Theodor Storm 24	<i>Kocaco.</i> Von Hugo von Blomberg. Mit Initiale von O. Wisniewski 33
<i>Zweiflers Nachgedanken.</i> Von Hermann Lingg 26	<i>Morgengedet.</i> Von Theodor Heise 33
<i>Alt-Schottische Balladen.</i> Uebertragen von Th. Fontane. Mit Initiale von G. Arnold.	<i>Ein und Alles.</i> Von Theodor Heise 34
1. Vertam's Lobtenfang 27	<i>Aus dem Postwagen.</i> Novelle von B. v. Merckel. Mit Initiale von Th. Hofemann 35
2. Das Douglas-Trauerspiel 27	<i>Doctors Rath.</i> Von B. v. Merckel 44
3. Jung Walter 28	
4. Barbara Allen 29	
<i>Waldweib.</i> Ballade von H. v. Blomberg 29	<i>In den Bildern.</i> Von Friedrich Eggers 45

Der Salutschuß hallt, und das Kunstschiß naht, das Maler und Dichter betrachten,
Und am Quai schon sammeln die Kenner sich, um kritisch den Schatz zu betrachten.

Das Publikum grüßt die phantastische Yacht, und dünkt ihm die Fahrt auch gefährlich,
Es thut für die Schiffer so viel es kann, das heißt, es mehret sich jäblich.

Es sieht uns umschwärmt vom Krämergeschlecht, fischschwanzigen Oceaniden,
Die auch nachjagen dem goldenen Blech, doch Heil und Heil ist verschieden;

Und Jeder gesteht, der hinunter sieht die rollenden, tollen Gewässer,
Ob die Argo kein Leviathan sei, vom Stapel laufe sie besser.

Ja, sieht man das Räthsel Cherbourg an, des napoleonischen Drachen,
So ist aus unserm Arsenal ein Vers viel leichter zu machen.

Das Band, das wir mit dem Leser geknüpft, es ist solid' und durabel,
Und ein Sturm zerreißt es nicht so leicht, wie die transatlantische Kabel.

So feuern wir hin und suchen für Euch das Beste von allen Bekaden;
Brüst denn auf's Neu', ob der Argo werth, womit sie die Musen beladen.

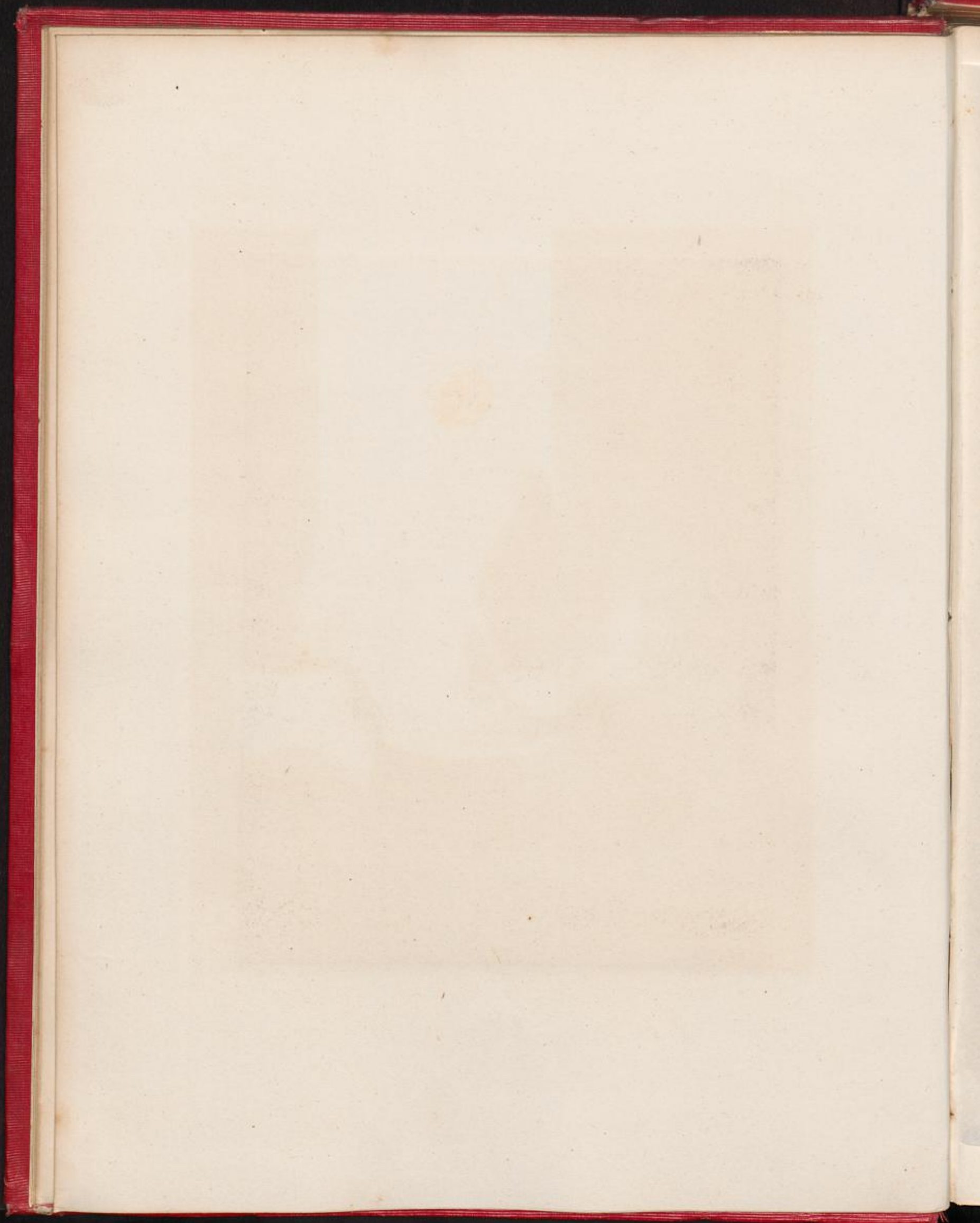
B. v. Seydel.

C. ARNOLD.



Druck v. W. Horn in Berlin.

Dreifache Andacht.

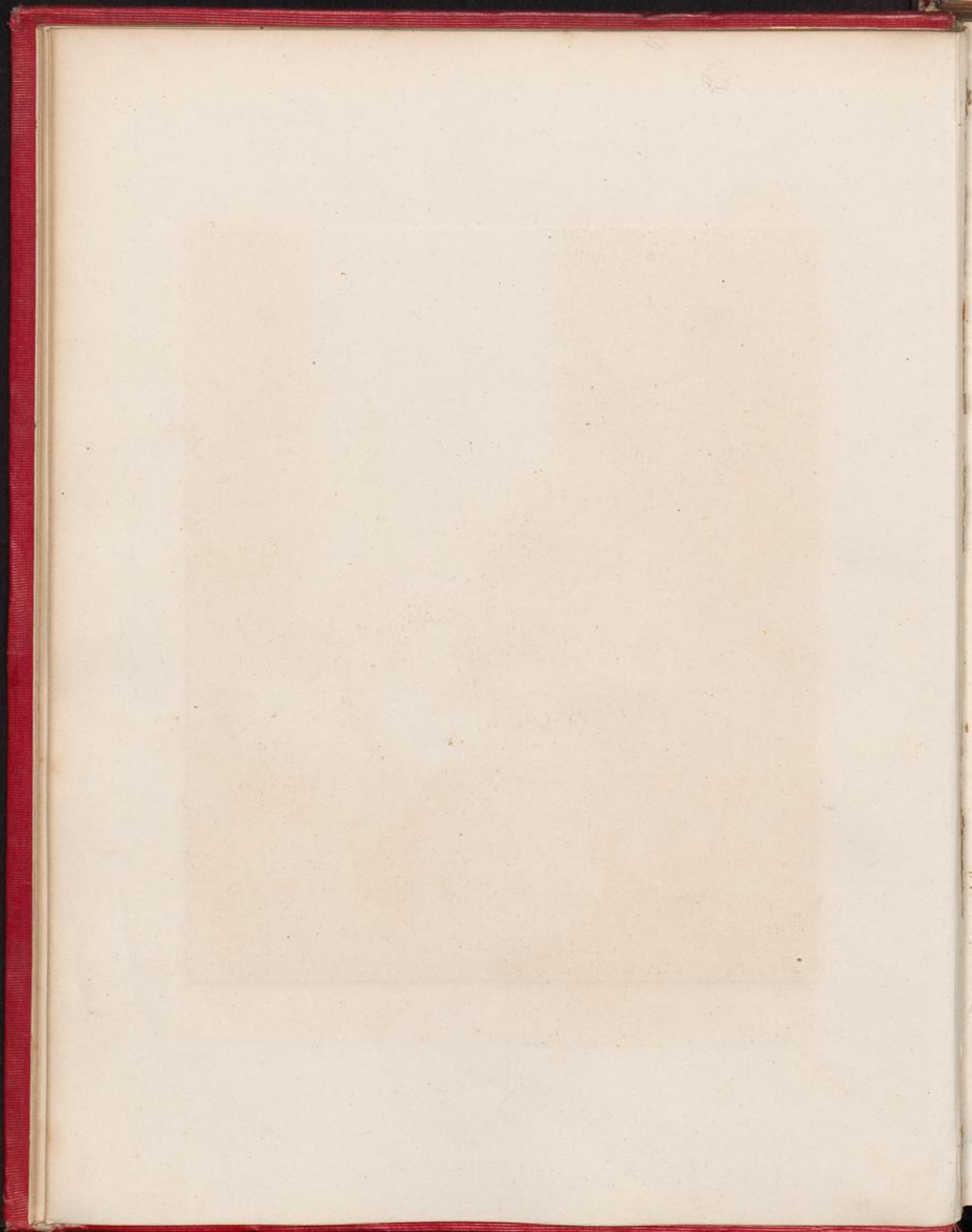


L. LOEFFLER.



Deck & W. Hays in Berlin

Commercial-room.

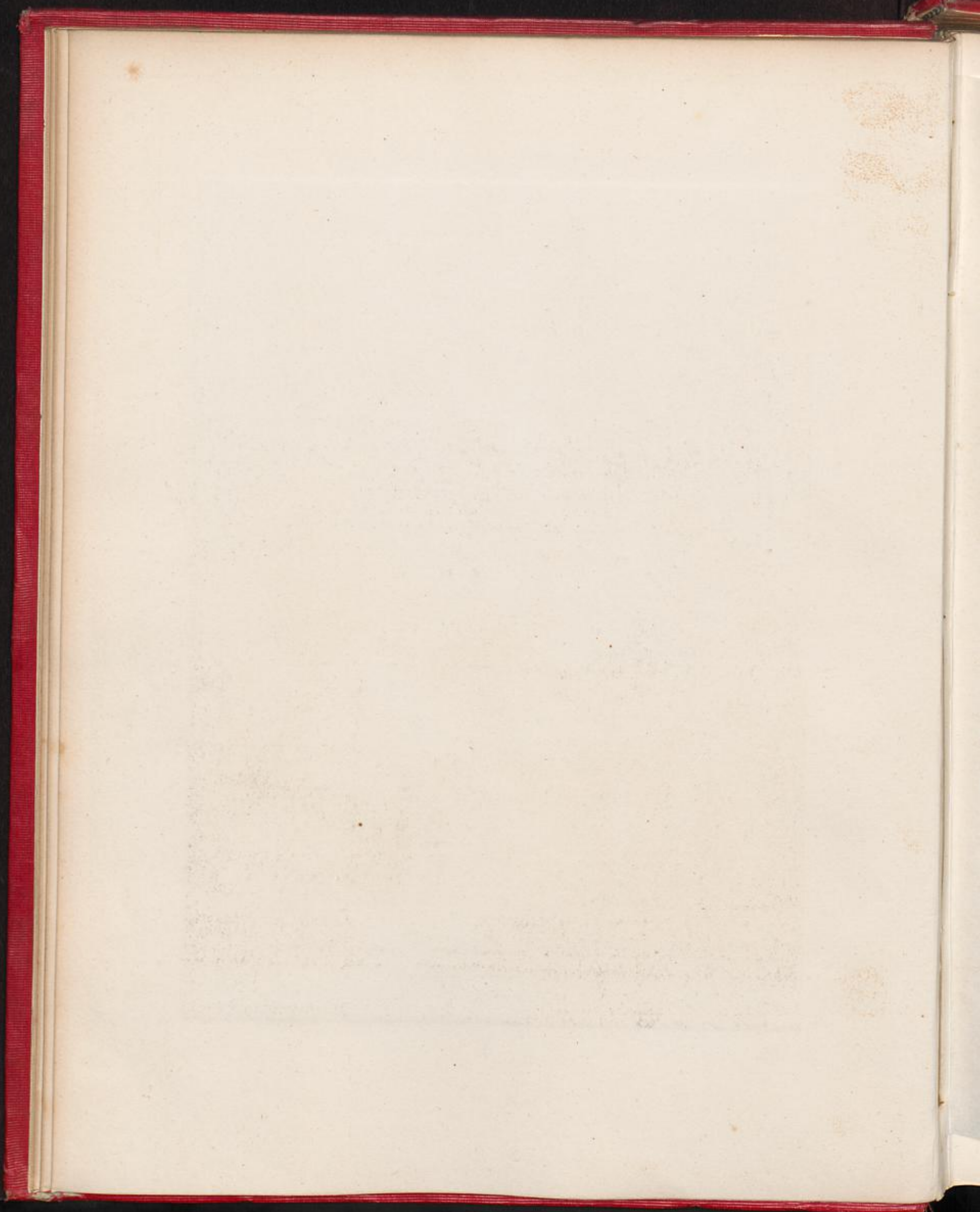


A. HAUN.



Druck v. W. Koss in Berlin.

Im Hochlande.

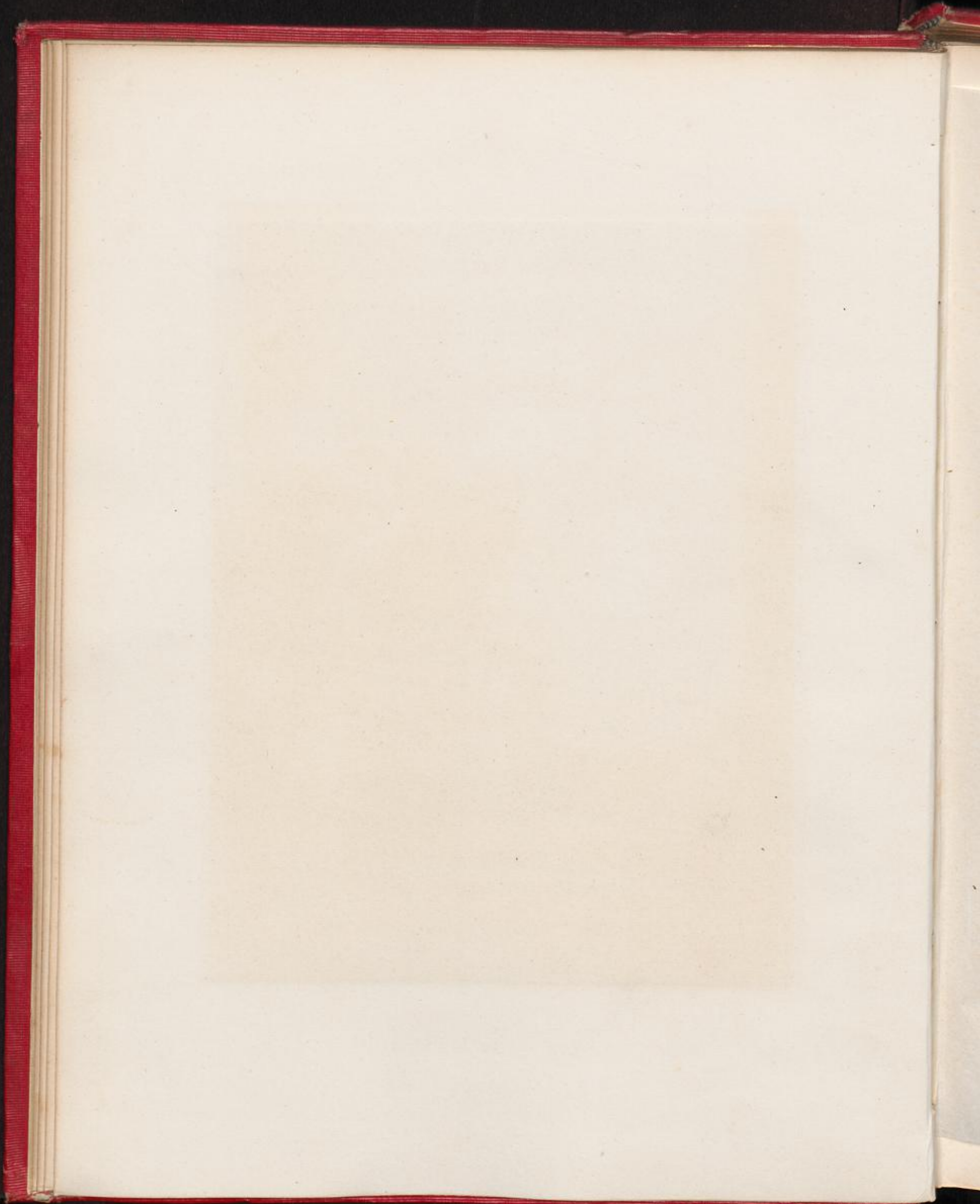


TH. ROSEMANN.



Druck v. W. Korn in Berlin

Sechs und sechzig.

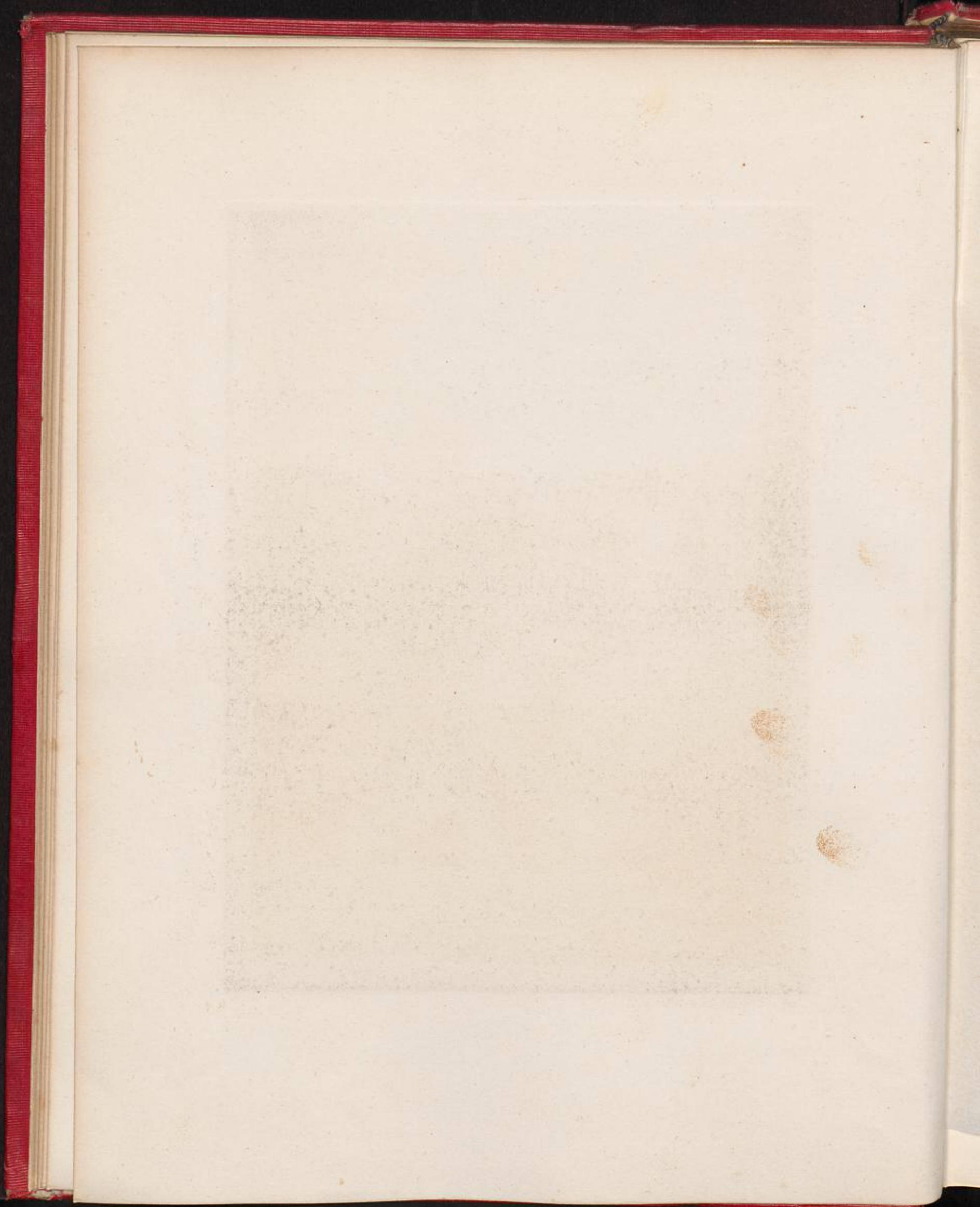


A. MENZEL.



Druck v. W. Korn in Berlin.

Don Juan.

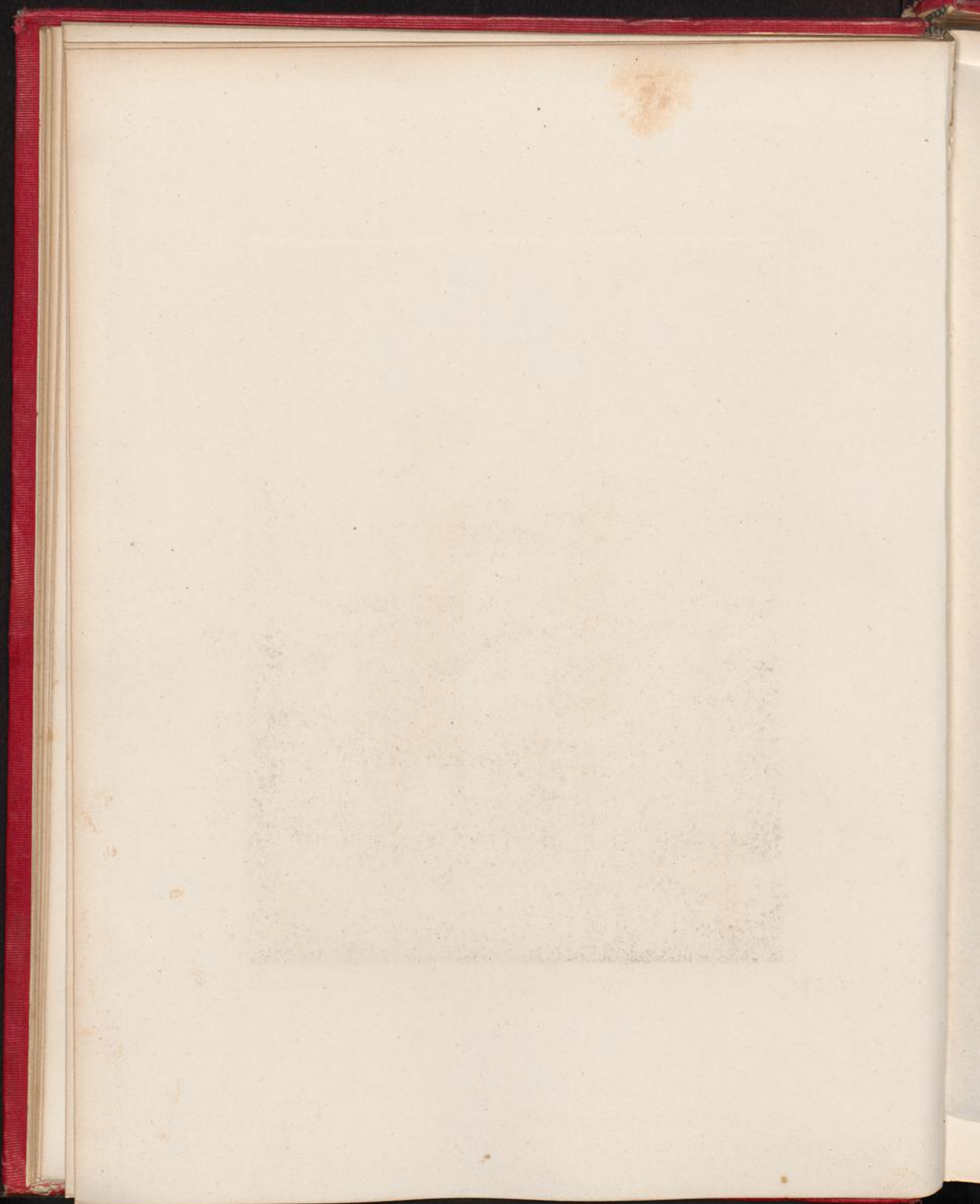


W. RIEFSTAHL.



Druck v. W. Hock in Berlin.

Jagdschloß.

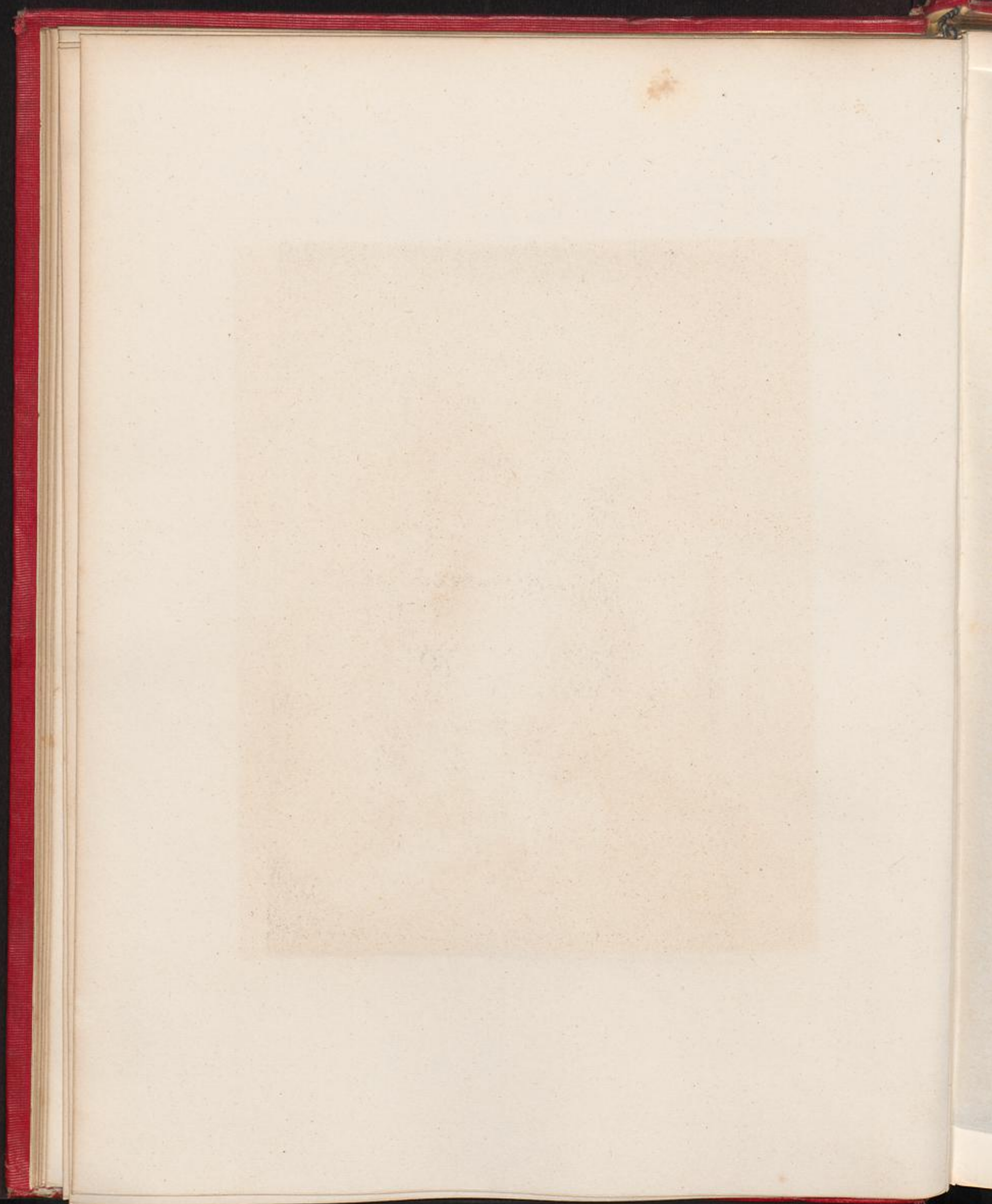


O. WISNIEWSKI.



Druck v. W. Kohn in Berlin.

Mit Verlaub.

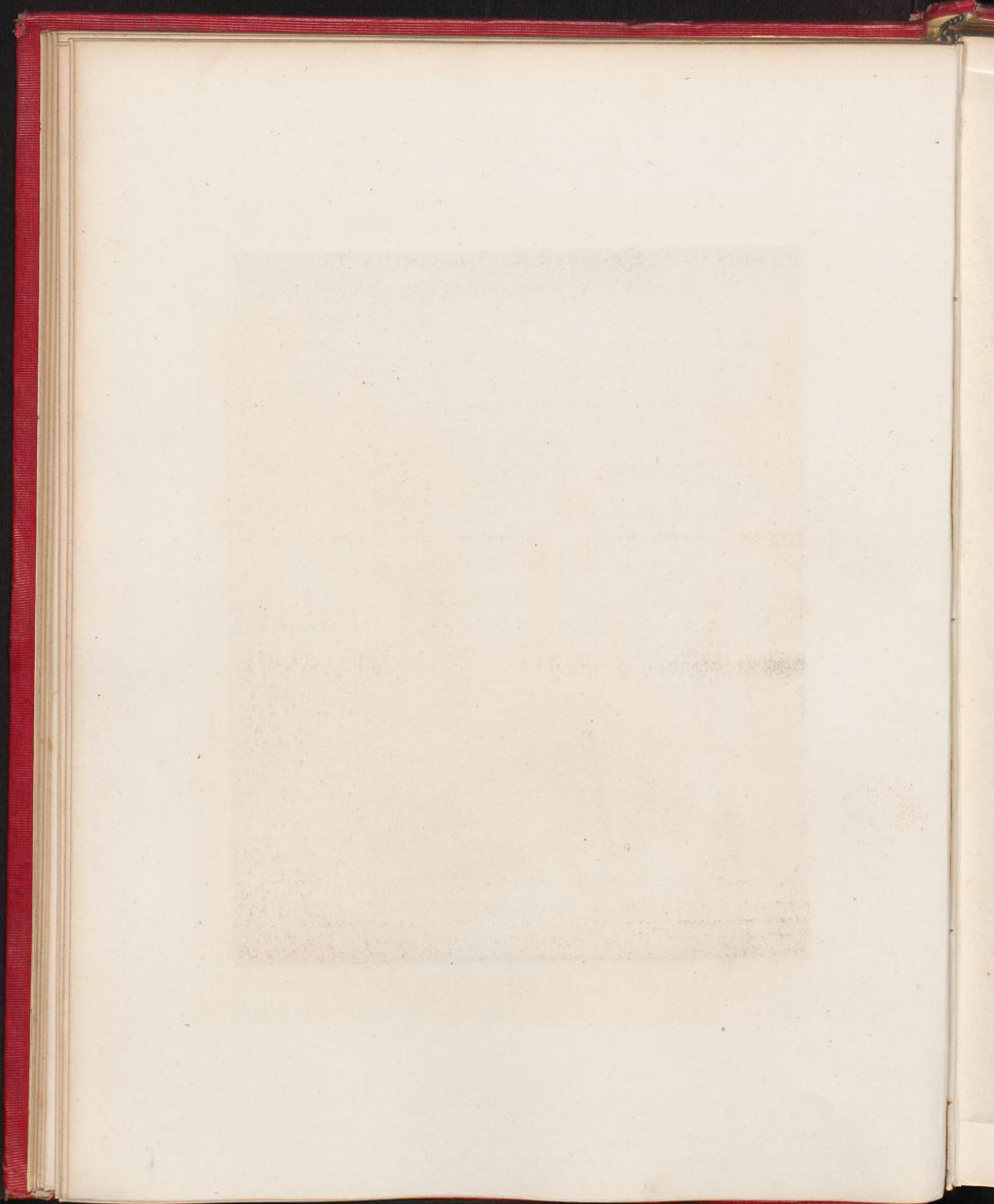


L. BURGER.



Druck v. W. Koenig in Berlin.

Auf der Puszta.



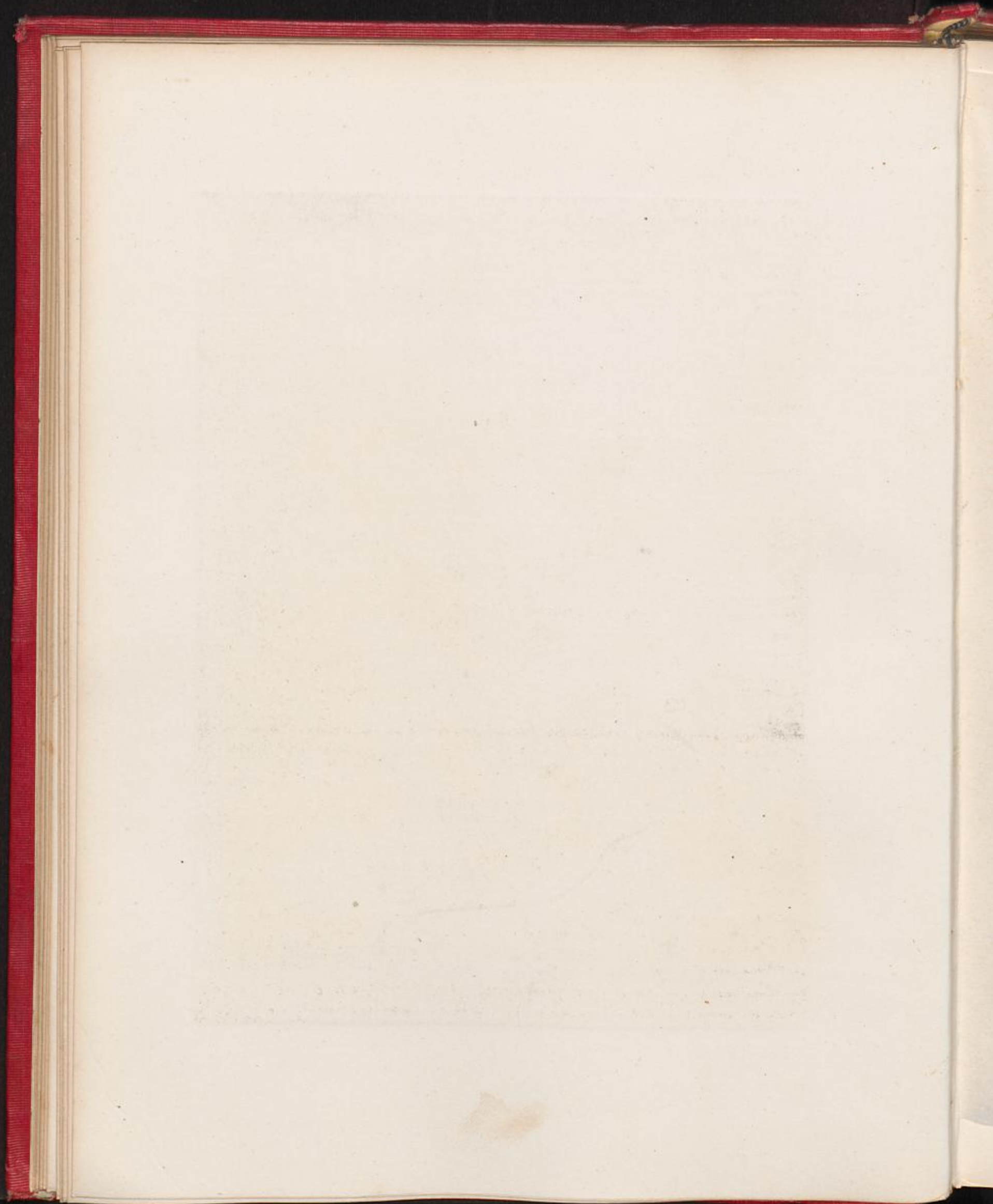
E. PAPE.



Leh v. A. Kaun.

Druck v. W. Korn in Berlin.

Birkenhain.

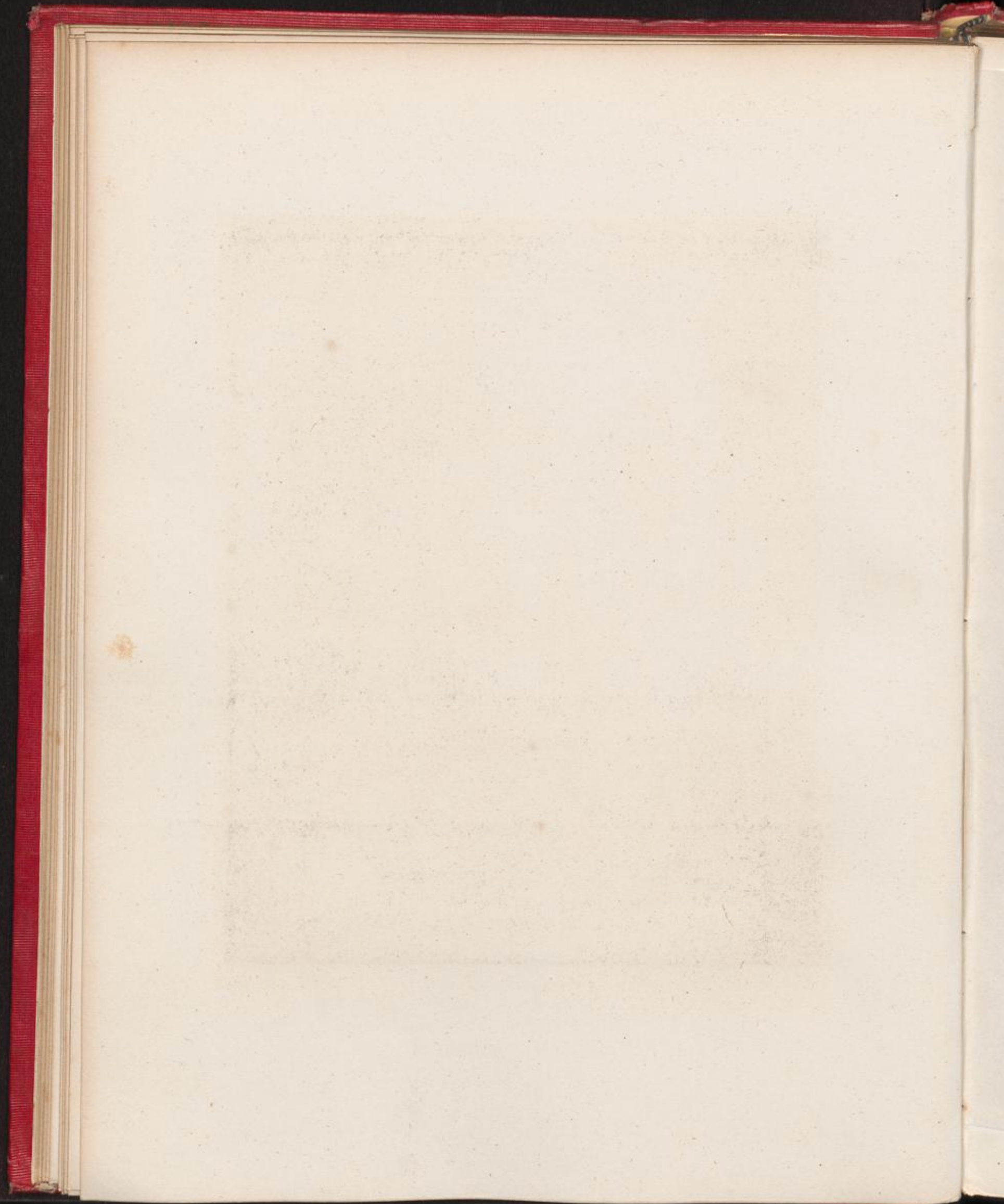


C. STEFFECK.

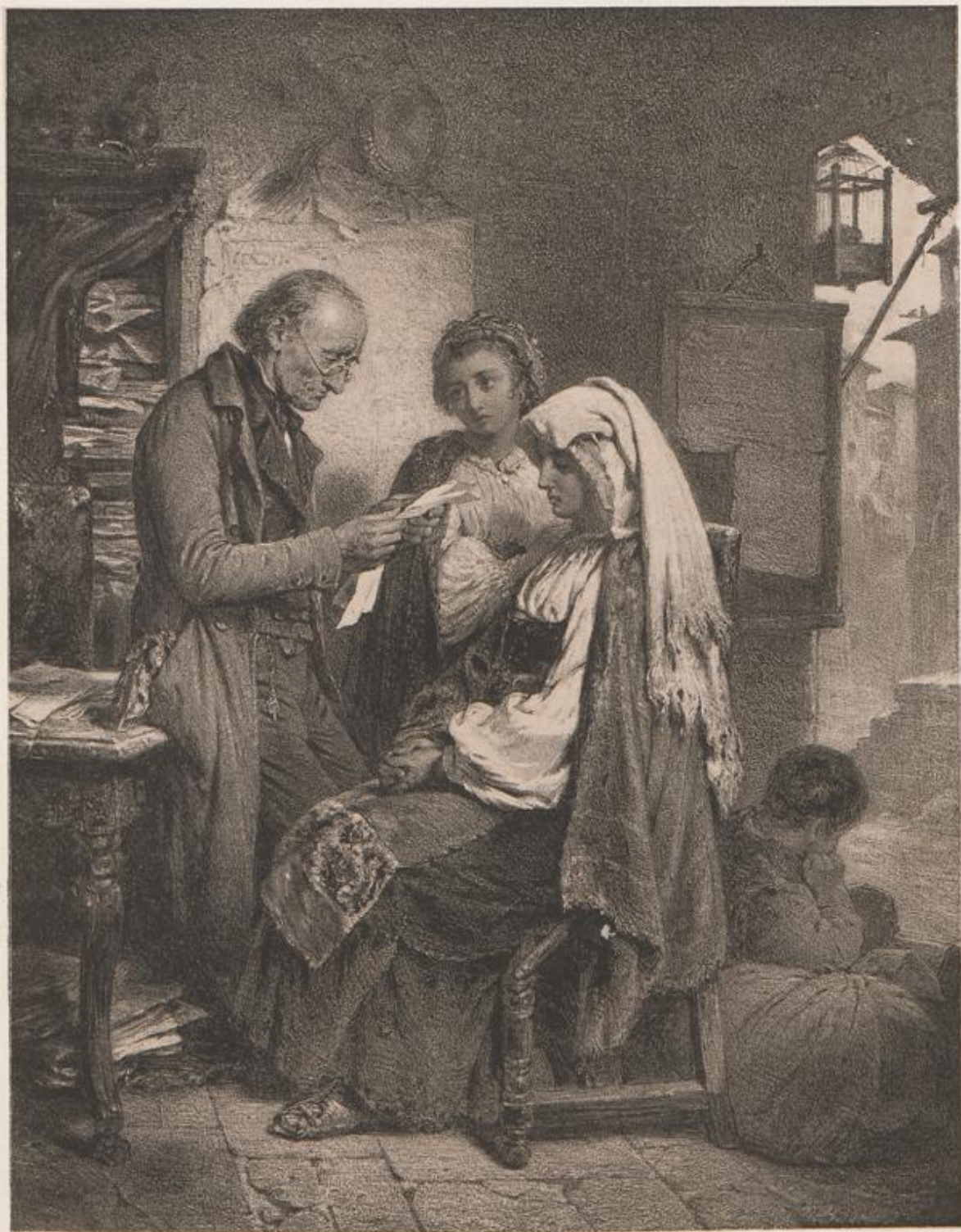


Druck. • W. Koenig in Berlin.

Tantalus.



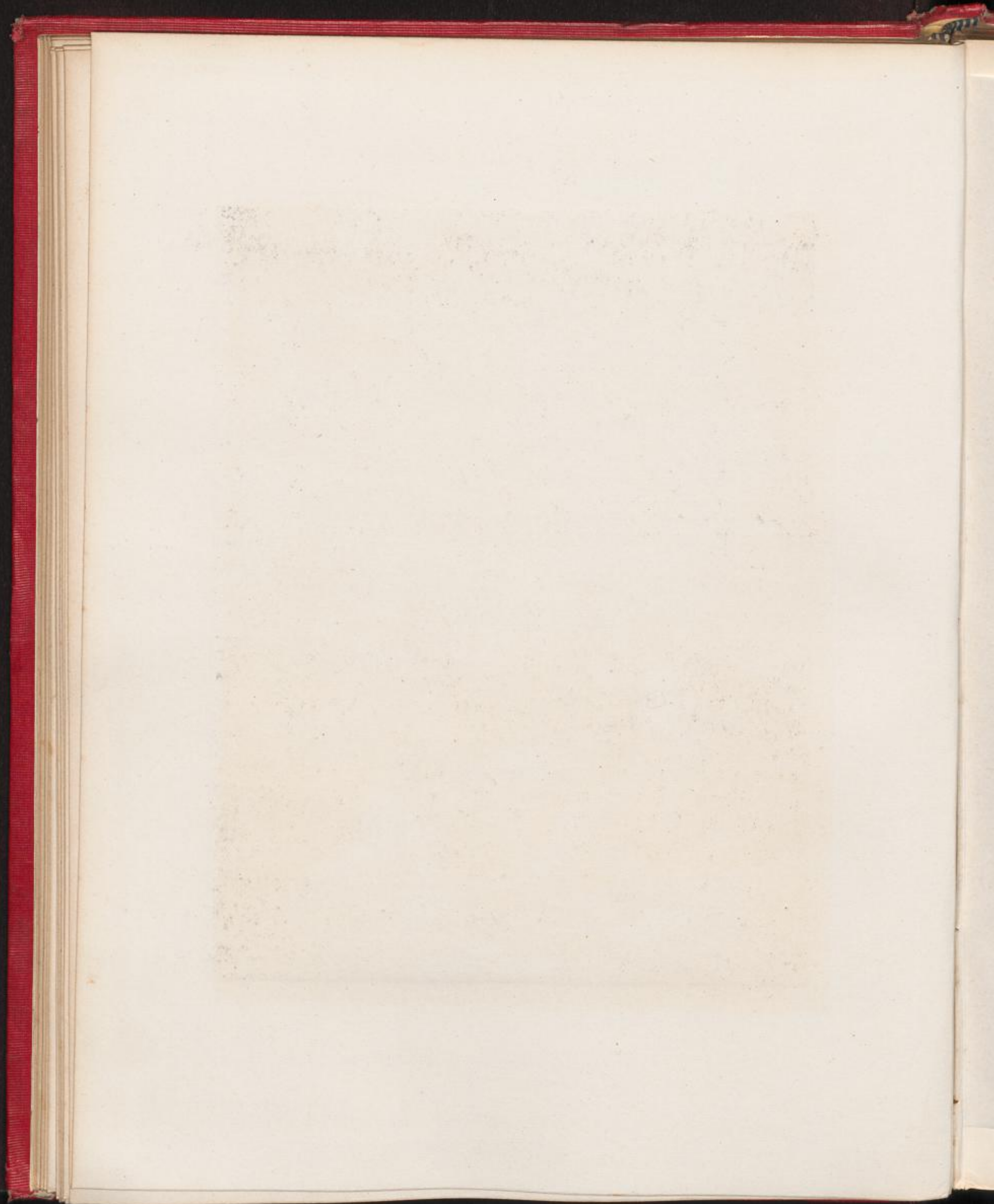
C. CRETIVS.



Lith. v. Fockert.

Druck v. W. Horn in Berlin

Römischer Winkel-Advocat.

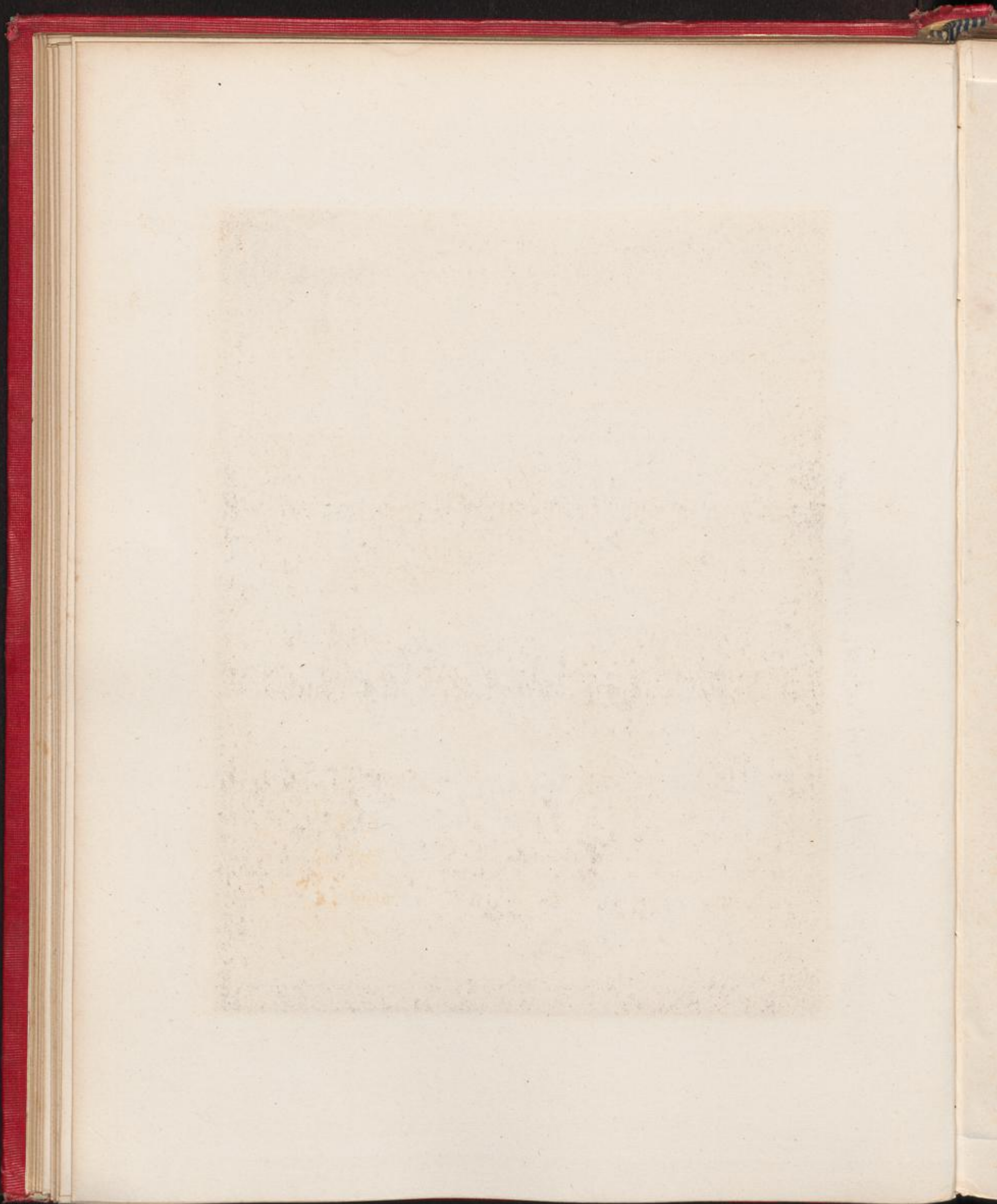


O. WEBER.



Druck v. W. Korn in Berlin.

Marodeurs.

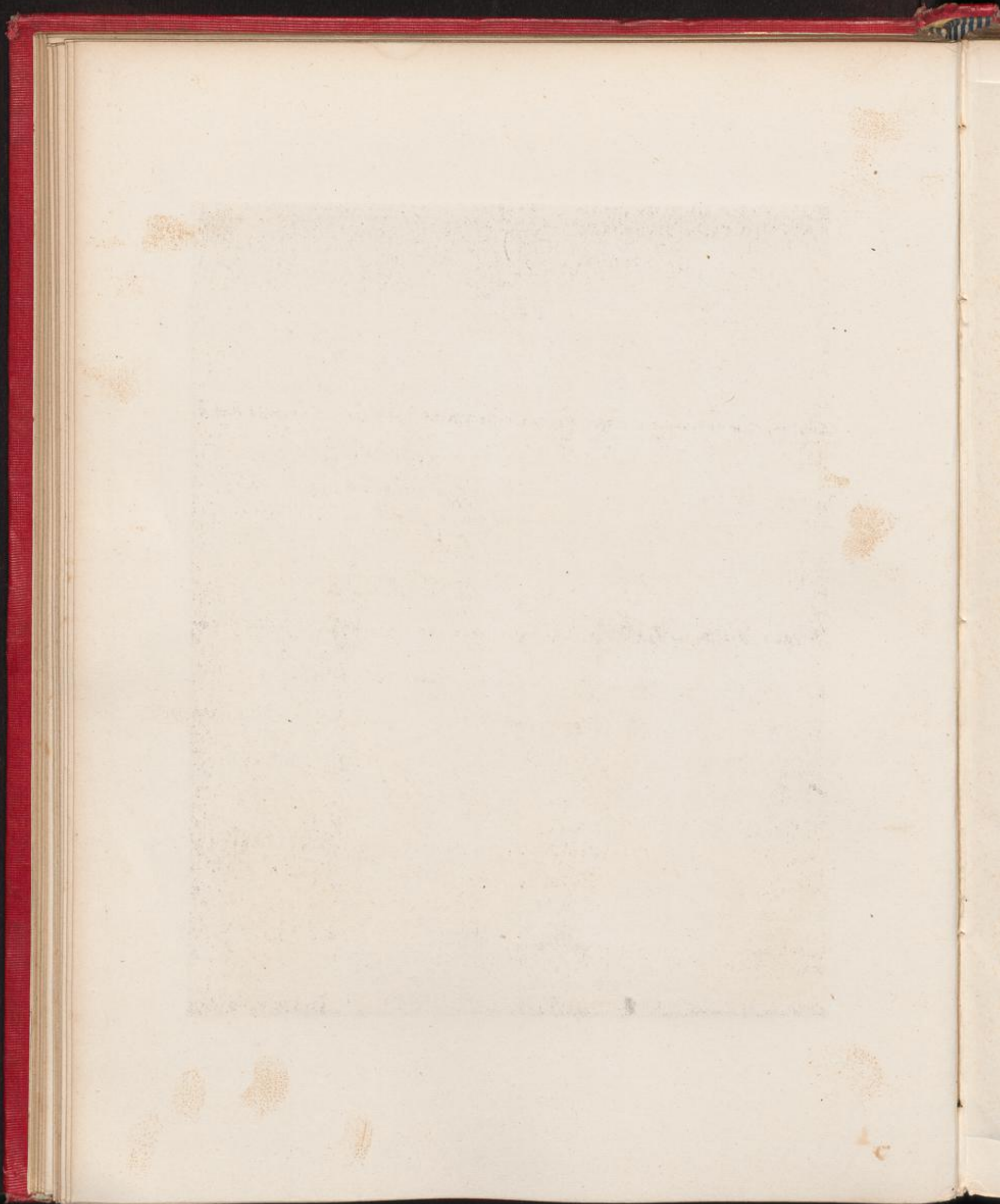


W. AMBERG.



Druck v. W. Horn in Berlin.

Süßes Nichtsthun.

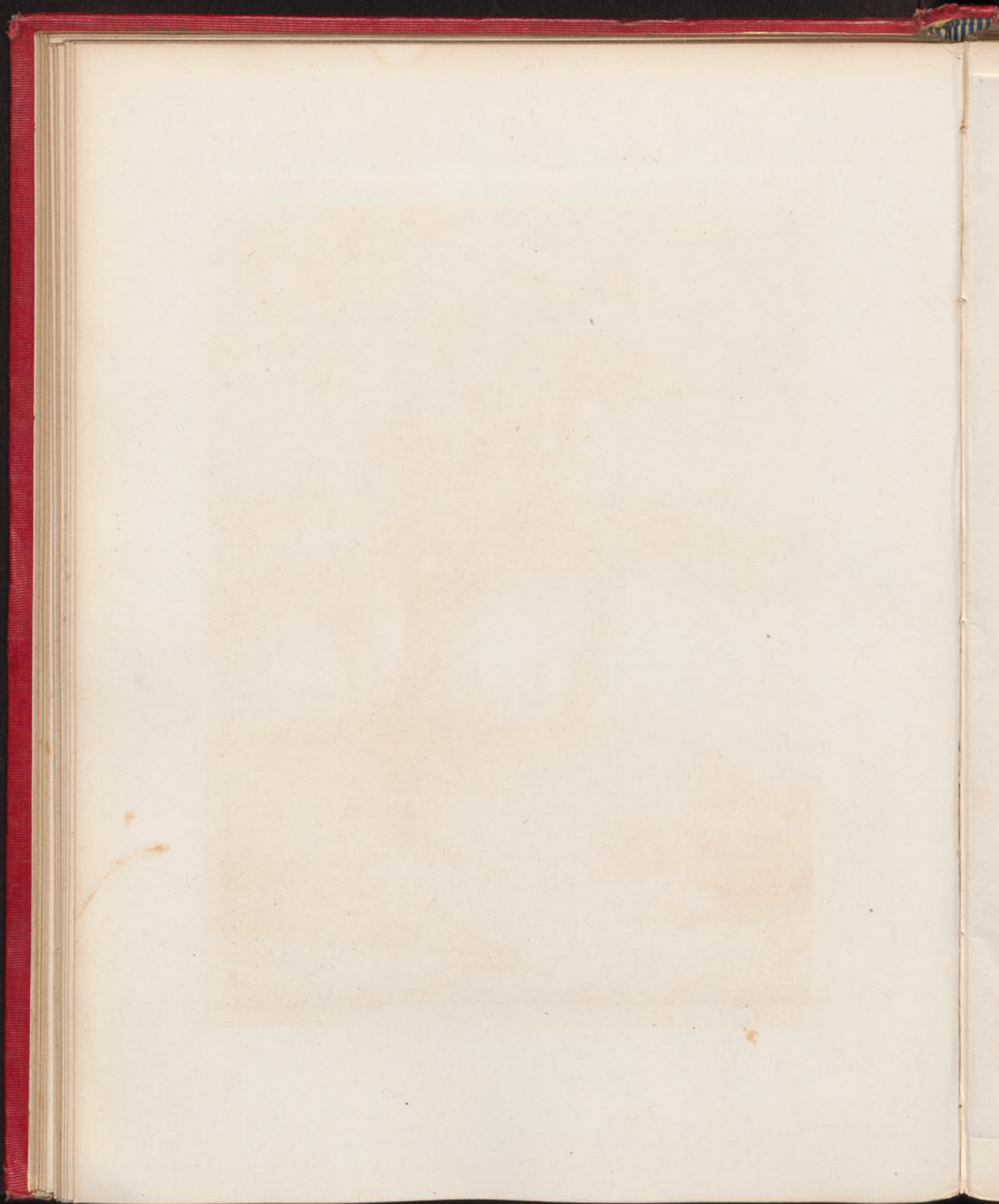


H. KRETZSCHMER.



Druck v. W. Kora in Berlin

Fischer im Bosphorus.

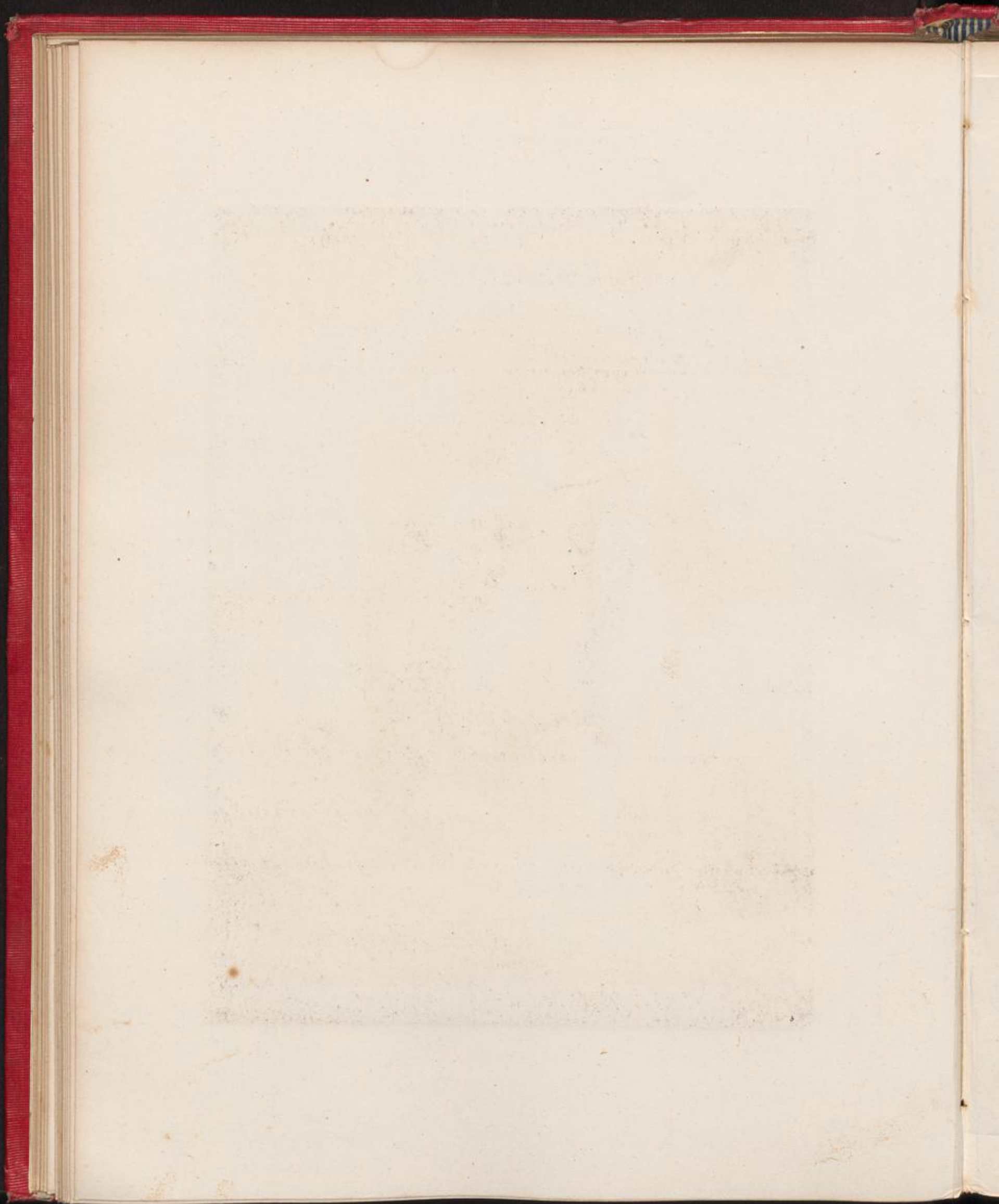


W. RIEFSTAHL.



Druck v. W. Korn in Berlin.

Der Freistuhl.

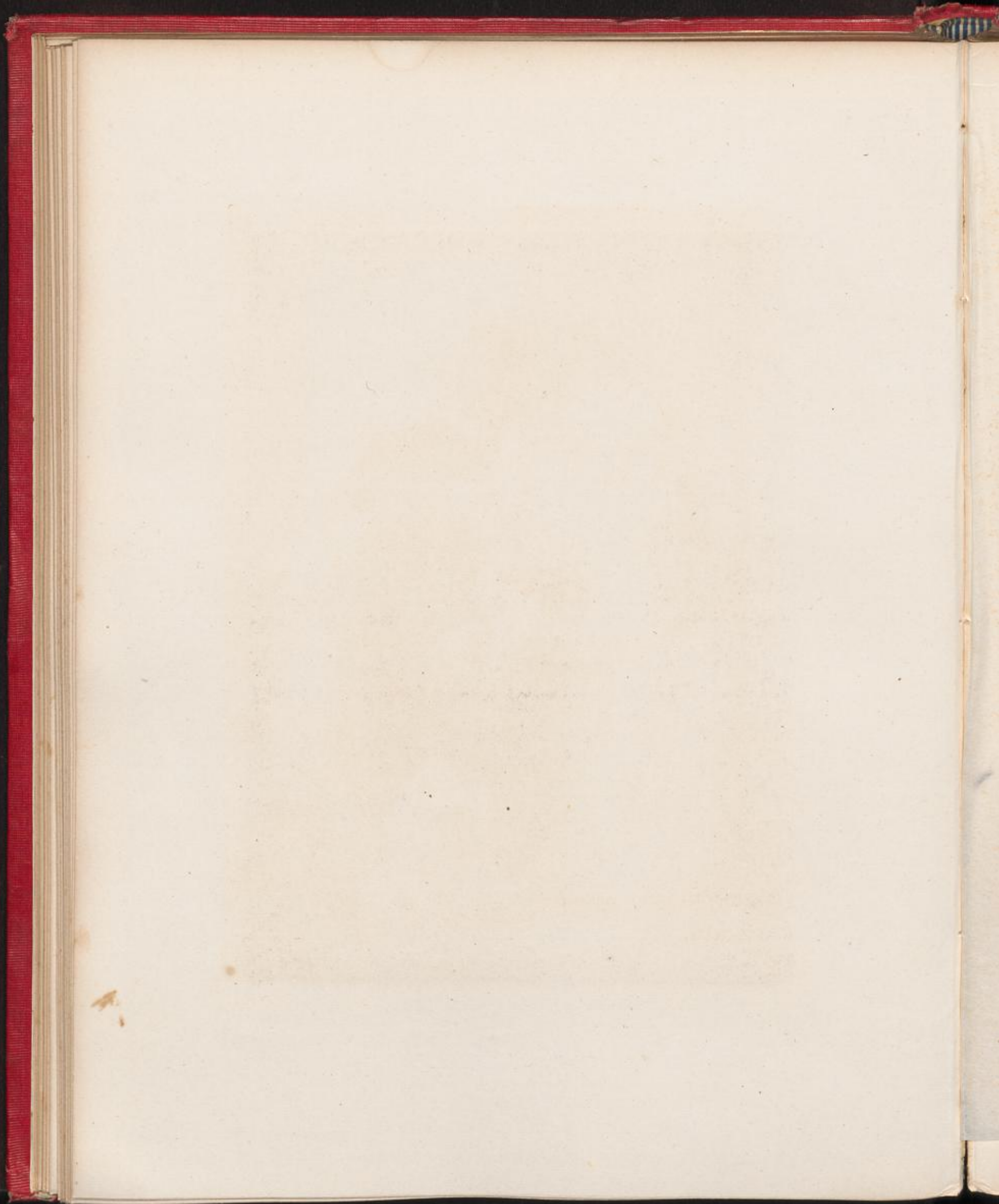


TH. ROSEMANN.



Druck v. W. Korn in Berlin.

Der neue Pfeifenkopf.

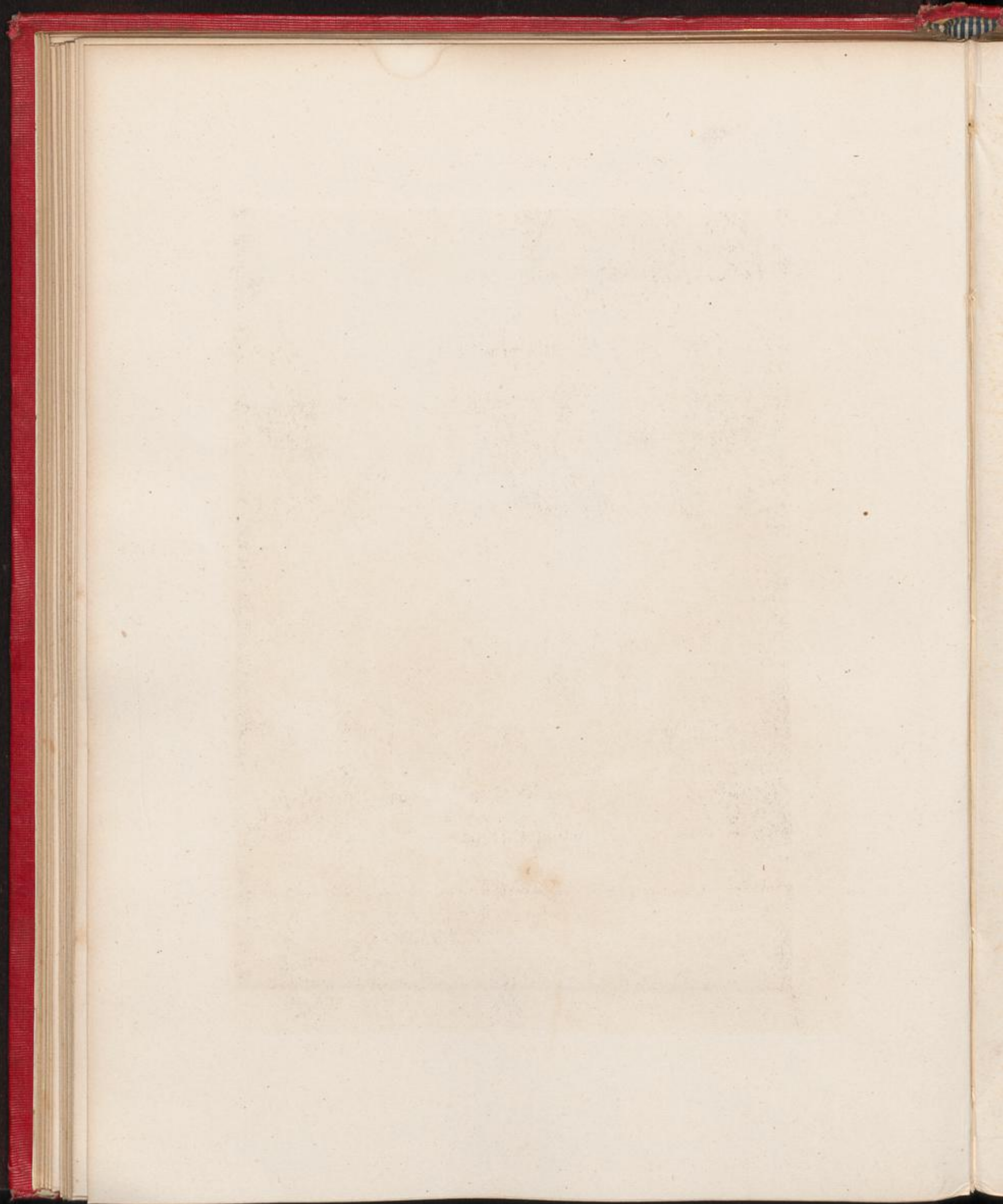


C. ARNOLD.



Druck v. W. Korn in Berlin.

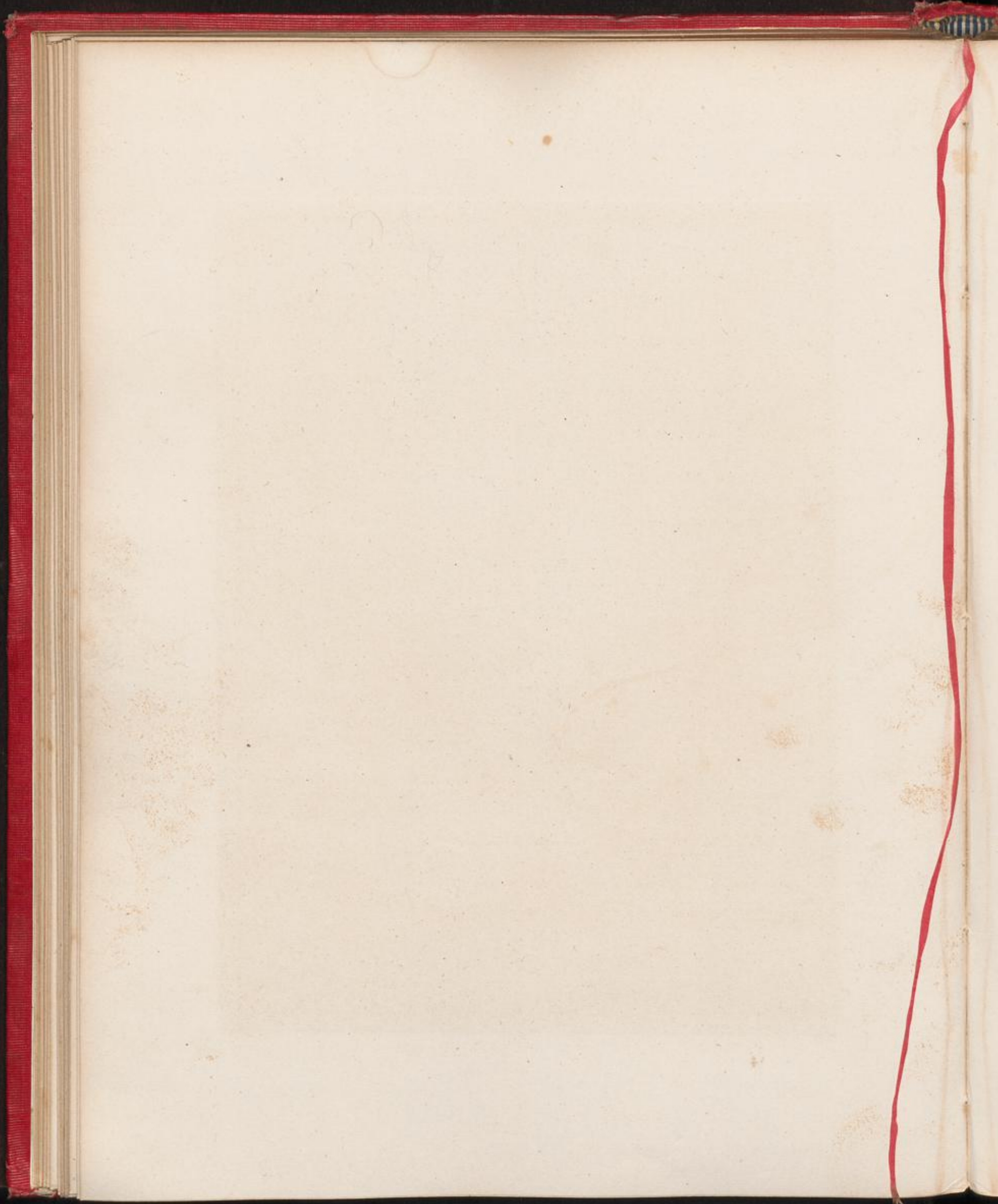
Schwere Wahl.





Druck v. W. Jux in Berlin.

Verstörtes Raubnast.



Salomon de Caus.

Von Rudolf Gottschall.

I.

Selt'ne Geräth! Die Kolben, Räder, Achsen,
Der Kessel brodelnd in des Herdes Feuer!
Gespenstig scheint im Strahl des Mond's zu wachsen
Am Fenster dort ein eisern Ungeheuer.

Neugierig blickt der Mond durch trübe Scheiben
Hernieder von des Münsters hohem Dache,
Was wohl die mitternächt'gen Geister treiben
Im düstern, alterthümlichen Gemache?

Da liegen aufgeschlag'ne Folianten,
Doch fehlen die geheimnißvollen Zeichen!
Kein Zauberwort und Werk der Nekromanten
Beschwört hier Geister aus des Abgrunds Reichen.

Der Tod ist nur der Schatten uns'res Lebens,
Der stets ihm folgt, es wachsend zu verschlingen.
Nun ist der Todten Weisheit, und vergebens,
Ein Weltgeheimniß ihnen abzuwingen.

Sucht hier ein Forscher nach dem Stein der Weisen
Des dreimalgroßen Hermes Zauberriegel,
Bemüht mit seinem Pfülverchen zu speisen
Das feurig schäumende Metall im Tiegel?

Ein Schüler des Basil, in stolzem Traume,
Die unterird'sche Sonne zu entdecken,
Das Glück zu schöpfen aus dem glüh'nden Schaume,
Der Völker und der Kön'ge Reid zu wecken?

Nein, kein Adept, selbstsücht'ger Weisheit Ritter,
Nicht eiteln Mammon will de Caus vermehren!
Verachtend schaut er auf den gold'nen Flitter,
Ein schlichter Denker zu der Menschheit Ehren!

Nein, ob das falsche Gold im Tiegel zische,
Die Schlange, die sich um die Menschheit windet,
Er formt das Eisen jetzt, das kriegerische,
Zum Ring des Friedens, der die Völker bindet.

Kunstvoll gefügt die Räder und die Achsen
Schläft in der Nische dort das Ungeheuer,
Dem Bahn in Bahn und Kraft in Kraft verwachsen,
Bald stürmt es fort, bald schnaubt es Rauch und Feuer.

Ein Wirbel, wogend in die Luft ergossen,
Ein Schatten, den noch keine Zaub'rer kannten,
Wird, in den Eisenkerker eingeschlossen,
Zu einem weltbewegenden Giganten.

Noch fehlt der sich're Weg, den Hunderthänd'gen,
Der aus dem wandernden Vulkane wettet,
Zu leiten und die wilde Kraft zu bänd'gen,
Oh' sie das Joch selbstmörderisch zerschmettert.

Dies Eine nur! Wie thürmt die eine Schranke
Sich unbefiegt entgegen der Vollendung!
Der Schlussstein fehlt, der rettende Gedanke —
Und Spott des Thoren wird des Weisen Sendung!

Das mahnt, das quält in schlummerlosen Nächten!
O lebten noch des Nostradamus Geister!
Dann krönten sie das Werk mit Zaubermächten,
Und mit dem Werke krönten sie den Meister!

„Soll der Gedanke mich auf irren Bahnen,
Wie ein entzügelt Ross zu Tode schleifen?
Nein, wie Columb, muß ich mein heilig Ahnen,
Die neue Welt, mit diesen Händen greifen!“

Stets fällt mir des Gedankens letzte Masche,
Dem Ziel so nah, will mir die Kraft versagen.
Hortschnellt die gold'ne Frucht, nach der ich hasche —
O Fluch des Tantalus — dich muß ich tragen!“

Da schlägt er sich die Stirn — das Ungeheuer,
Der Eisendrachen, höhnt ihn ohne Regung!
Am Herd erlischt das ungepflegte Feuer —
Er stürmt hinaus in innerster Bewegung!

2.

„Wach, Pfortner, auf! Ich muß in's Weite schau,
Ich muß hinauf, mich lockt des Himmels Nähe!
Mir soll um's Haupt der ew'ge Aether blaun,
Ob ich mir dort den Stern des Heils erspähe!“

Bald lehnt er droben an dem grauen Stein,
Und schaut vom hohen Münsterthurm in's Weite.
Zu seinen Füßen prächtig zieht der Rhein,
Und duft'ge Berge ziehn an seiner Seite.

Die Schiffe gleiten langsam auf dem Strom —
Kaum daß vom leisen Hauch die Segel schwellen!
Der Mann dort oben auf dem grauen Dom —
O einen Sturmwind jagt er in die Wellen.

Ja, den Gedanken sendet er hinab,
Beflügelt ihren Kiel mit seinen Träumen!
In ihnen Feuer weckt sein Bauberstab!
Da raucht der Schlot, gepeitschte Kluthen schäumen!

Und wie sein Blick jetzt frei hinüberschweift
Vom Schwarzwald bis wo die Vogesen ragen,
So werden, wenn der große Plan gereift,
Von Land zu Land die Feuerrosse jagen.

„Meister Erwin! Es war dein hoher Bau
Einst ein Gedanke nur, sowie der meine!
Jetzt steht er mächtig da, der Zeiten Schau!
Zum Himmel thürmen sich die Quadersteine.

Das ist der Arm der alten Zeit, und hehr
Greift er nach oben, nach des Himmels Sternen!
Es wird von Land zu Land, von Meer zu Meer
Die neue Zeit die Armé breiten lernen.“

Da hebt der Münster vor der Glocke Hall!
Ihm ist's als ob ein Göttergruß gewittert!
Wie Psalm des Ruhms tönt ihm der Donnerschall,
Der seinen Namen durch die Lüfte zittert.

3.

Heut' ist ein frischer Tag der Schöpfungsgeister!
Die Elemente wirken holdgefelt.
Sie weben auf und nieder um den Meister,
Er schaut verklärt bis in das Herz der Welt.

„Du Wasser in den fernsten Oceanen,
Du Feuer auf dem tiefsten Heerd der Nacht,

Seht euern Sohn, den schlummernden Titanen,
Seht mich, den Dampf, im Menschendienste erwacht!

Wohl magst du, Mutter, endlos hingegossen
An alle Küsten branden dumpf und hohl,
Die Felsen küssen, die dein Schooß erschlossen,
Und Grüße bringen dem erstarrten Pol.

Wohl magst du jauchzend Damm und Deich zer-
schlagen,
Das Land verschlingen mit empörter Bucht,
Und deine Katarakte donnernd jagen
Von Fels zu Fels in die erschreckte Schlucht.

Hauch der Zerstörung weht auf deinen Meeren,
Trümmer der Schifffahrt zeichnen ihren Pfad,
Und will der Mensch dich zahme Künste lehren,
Dann treibst du kaum der Mühle schläfrig Rad.

Wohl läßt du, Vater, deine rothen Fahnen
Aus allen hohen Bergestratern wehn,
Und hebst Dein Haupt aus rauchenden Vulkanen,
Des Unheils Saat, die du gesä't, zu sehn.

Wenn Städte wanten, sich die Erde spaltet
In Aschenwolken und im Lavaguß,
Dann jauchzt dein Geist, der ungezügelt waltet,
Der Tiefe nachtgeborner Genius.

Um's Haupt der Städte schlingst du deine Kronen,
Verzehrst im Flug das lang gesparte Gut!
Engel der Zwietracht, würgst du Nationen,
Fackel des Aufruhrs und der Schlachten Blut.

Und wenn du loderst in des Heerdes Frieden,
Unwillig reichst du zahme Hülfe dar,
In deinen Gluten läßt du Waffen schmieden
Und dürfstest selbst nach Opfern am Altar.

Ich aber, euer Sohn, der Dampf — ich trage
Der Menschheit Segen in geduld'ger Haft!
Seht, wie ich über Land und Meere jage,
Denn in den Banden erst wächst meine Kraft.

Ihr Lebenszeuger und ihr Todesbringer,
Ihr seid die ew'ge Drohung dieser Welt.
Ich aber bin der echte Weltbezwiner,
Ich bin der Segensgeist, der sie erhält!“

Da brodeln heut die ungeduld'gen Geister,
Die des Cylinders Eisenhaft umhegt!
Doch ihre Bügel formt und greift der Meister,
Dem weisen Rath ein Gott in's Herz gelegt.

Da sieh' — es schnaubt der Dampf — die Räder kreisen!
Dann hemmt und schirmt und bändigt das Ventil!
Ein Sonnenblick erhellt die Stirn des Weisen:
Triumph! der Sieg ist mein — ich bin am Ziel.

4.

Was will im Fruntgemach der bleiche Mann?
Ihn schau'n erstaunt die Marmormände an —
Schon manches Staatsgeheimniß ward geklüstert
Hier wo der schwere Purpurovorhang düstert!

Die Tepp'che sind gewöhnt an einen Schritt,
Der Herzogskronen stolz zu Boden tritt!
Berriffne Pergamente der Geschlechter
Wirft in den Staub der Majestät Berfechter.

Oa Michellieu, du selber bist der Staat!
Und jener schlichte Meister, der sich naht,
Er will sein Werk dir in die Arme legen;
In deinem Arm wird es die Welt bewegen.

Rasch trittst du ein! Wie feurig tief dein Blick —
Auf deiner Stirne thront das Weltgeschick!
Nicht Sorgen mag sie faltenreich verhehlen —
Die Lippen öffnen karg sich zu Befehlen!

Der Andre aber schaut wie ein Rebelle,
Ein bleiches Schattenbild von La Rochelle —
So standen sie auf Leichen und Ruinen,
Den troß'gen Glauben in den finstern Mienen.

An jene Zeit gemahnt's den Kardinal —
Aschgraue Hungerbilder, todtenfahl,
Sie schieben grinsend oft mit Geistermienen
Vom schlummerlosen Lager die Gardinen.

Oft hat er der Empörung Blut erstickt,
Basallenschwerver hat sein Arm geknickt,
In Staub geschleift der Parlamente Roben,
Und Heere sind vor seinem Wink zerstoßen!

Rebellen alle, doch besiegt mit Ruhm —
Nur trotzig höhnt des Geiſt's Rebellenthum.

Das mit der Zukunft heimlich sich verständigt,
Im Aug' den Blic, der Erdengröße bändigt!

Und dieser Blic, des Geiſt's gewaltig Licht,
Er leuchtet aus des Meisters Angesicht,
Aus diesem Aug', der hohen Stirn, der falt'gen,
Und trifft im Purpurmantel den Gewalt'gen.

„Ihr schuft ein Wunderwerk — ich will es sehn!
Doch keine Räthsel — lehret es mich verstehn!
Und rasch! In diesen athemlosen Zeiten
Ist Muße nicht für eure Nichtigkeiten.“

„Ich komme unterhandeln Macht mit Macht!
O führ' im Großen aus was ich erdacht!
Laf es hinaus in's frische Leben wachsen,
Die neue Welt dreht sich um seine Achsen.“

Wohl preiß' ich hoch den kühnen Mann der That!
Geharnischt springt aus deinem Haupt — der
Staat.

Das alte Reich, vielköpfig, wüst, zerfallen,
Es war ein Raub der plündernden Vasallen.

Du schuft es um, und deiner Schöpferkraft
Leih' ich die Schwingen, daß sie freier schafft.
Dein Arm wird mächtig in die Ferne greifen,
Des Aufrubrs Früchte schütteln, eh' sie reifen.

Bald geht dem Krieg der wilde Odem aus —
Der Segen wandelt rasch von Haus zu Haus;
Da kennt ein starker Wille keine Schranke
Und über Raum und Zeit siegt der Gedanke.“

Den sel'tnen Schwärmer sieht der Kardinal
Im Geiſt gebunden an den Marterspfahl,
Wie Fuß ein Keger, unerschüttert, eisern,
Umlodert von des Scheiterhaufens Reifern.

Er schaut ihm unverwandt in's Angesicht,
Er prüft die Miene mehr als was er spricht;
Das mahnt, ein Märchen aus der Kindheit Tagen,
An Feuergeister und an Drachenwagen!

In seinem Hirn ein and'res Feuer brennt —
Cinquars, der span'sche Krieg, das Parlament!
Die Driflamme siegend aufgerichtet
Im ein'gen Frankreich, das sein Schwert gelichtet.

Doch der Versuch, den hastig er befehlt!
Um seine Lippen zweifelnd Lächeln spielt.
Er schaut die Kolben, Achsen, Räder, Röhren —
Nur blöden Sinn mag solch' ein Werk bethören!

Da sieh! In Fesseln schnaubt die wilde Kraft —
Es kocht, es zischt, es regt sich geisterhaft —
Mit selbstzufried'nem Lächeln zeigt's der Denker,
Doch bleich erbebt des Montmorency Hentler,

Als führ' auf ihn mit ungestümem Stoß
Ein wildes Unthier Feuer speiend los —
Ha Rauberei! Das sind gebannte Seelen,
Gehorchend eines Magiers Befehlen!

Das ist ein Teufelsgeist, ein Element,
Das sonst im tiefsten Grund der Hölle brennt!
Gott rollt die Welt in seinen ew'gen Gleisen —
Hier läßt der Satan nur die Räder kreisen.

Bleich steht er da, krampfhaft die Faust geballt,
Erzitternd der dämonischen Gewalt,
Und überriefelt von gespenst'gem Grauen —
Kaum will der And're seinen Augen trauen.

„Licht der Vernunft! So fern, unnahbar fern
Den großen Geistern, dieser Erde Herr'n!
Die eine Welt regieren, vielbewundert —
Kurzfristig, klein und schwach, wie ihr Jahrhundert.“

Natur, der ich gedient mit schlichtem Sinn,
O führe mich zum schönen Ziele hin!
Auf meine Lippen lege deine Klarheit!
Mein Wort bewaffne mit dem Bliß der Wahr-
heit!“

Und wie harmonisch rauscht vom Fels der Quell
So deutet seine Rede silberhell
Die Maschen all' im großen Weltenneße,
Der Kräfte Spiel, das Walten der Befehle!

Die stille Werkstatt der Natur ist fremd
Dem Mann im Purpur und im Panzerhemd.
Kaum will er an die Wunder alle glauben —
Ihm scheint's, er müßte selbst sie erst erlauben!

Doch sterben bald beschämt die Zweifel hin!
Das Große rasch erfasst ein großer Sinn!

Wie eine neue Sonne sieht er's tagen
Und fühlt der Zukunft Puls begeistert schlagen!

Doch das liegt fern — das Nächste will sein Recht!
Kaum reif ist diese Zeit und dies Geschlecht!
„Dank euch! Ich war ein aufmerksamer Hörer!
Jetzt rufen mich in's Lager die Verschwörer!“

Er greift zum Schwert! Es schweigt de Caus
und harrt!

Kaum merkt der Staatsmann seine Gegenwart!
Karossen rollen vor — Pariser Gendarmen,
Die sich zum Abschiedsgreiß zusammenfanden.

Die Großen harren lang im Vorgemach!
Depeche auf Depeche, Schach auf Schach!
Ja, Hannibal ist wieder vor den Thoren —
Gaston von Orleans ist mitverschworen!

Die Seitentreppe steigt de Caus herab,
Vergessen, dumpf, als stieg' er in ein Grab,
Indes ihm nach mit lächelndem Behagen
Sein eisern Spielzeug die Trabanten tragen.

Doch Michellien vergaß den Schwärmer nicht —
Ihn schreckt in nächster Nacht ein Traumgesicht!
Ha Buckingham, dein bleicher blut'ger Schatten
Gebietet dampfbesügelten Fregatten!

Da fährt er ängstlich aus dem Traum empor!
„O England, Holland — o ich blöder Thor!
Ich bot ihm keinen Preis, er wird zu Andern,
Von Land zu Land mit seinem Werke wandern!“

„Er wird nicht harren, bis ich Ruße fand,
Legt eine Waffe in der Feinde Hand!
Das darf nicht sein! Ich will den wunderbaren,
Den sel'tnen Schatz verschließen und bewahren.“

„In die Bastille! Doch wie tief versteckt —
Das Echo fürcht' ich, vom Gerücht erweckt!
Das dringt hervor aus Sitter, Wall und Thoren,
Und über Nacht geht Plan und Werk verloren!“

„Den Kerkermeister bannt der Zauber fest,
Ein Wunderwerk, das ihm nicht Ruhe läßt.
Die Kunde vom gefang'nen Eisendrachen
Zieht weiter mit den abgelösten Wachen.“

„Dem Ruhm der Weisheit und der Zauberkrast,
Dem wächst der Flügel nur in solcher Hast!
Nein, sperret die Weisheit in der Narrheit Klause,
Da glaubt die blöde Welt, sie sei zu Hause!“

„Ja nach Biedtre! Wo man dich verlacht,
Da bleibst du sicher und in meiner Nacht!
Dort mögst du, Weiser, in der Tracht des Narren
Auf meinen Ruf in bessern Zeiten harren!“

5.

Der Meister brüdet in der dumpfen Belle,
Ihn quält des unverstand'nen Schicksals Fluch.
Wer stieß ihn über dieses Hauses Schwelle?
Wer forderte bestoch'ner Aerzte Spruch?

Der Wink des Mächt'gen, der mein Werk bewundert!
Wie, neidet er die schöpferische Kraft,
Hält er mit mir ein ringendes Jahrhundert
Und jeden ungeduld'gen Geist in Haft?

Wie sanft umglänzt der Fenstergitter Eisen
Ein Gruß des Lichts, ein Gruß aus fernem All,
Wo ungehört die ew'gen Räder kreisen,
Um größ're Sonnen rollt der Sonnenball!

Wohl mag der Gruß des Meisters Stern verklären,
Er legt, ein Heil'genschein, sich um sein Haupt!
Wie stoßt das Räderwerk der ew'gen Sphären,
Das seine sieht gehemmt und kraftberaubt.

Schon haben Häden die geschäft'gen Spinnen
Um seines Werkes Eisenschlot gereiht.
Den Künstler höhnen diese Künstlerinnen,
Sie weben Schleier der Vergessenheit.

Da kommt der Arzt, er fühlt den Puls dem Kranken,
Die Nerven zucken wie in leisem Kampf!
„O nur der böse Wirbel der Gedanken —
Verdampfen muß in seinem Hirn der Dampf!“

Das träge Blut befeuern diese Pillen,
Sie löschen rasch des Ruhmes Fieber aus!
Gelehrter Hochmuth, stolzer Weisheit Grillen —
Das fährt mit Dampf in alle Luft hinaus!

Welch ein Gedräng' dort im verschloss'nen Hofe!
Dort zu den Deinen folgt dir nicht der Spott!

Da dünkt sich eine Königin die Bofe,
Und jener Abt ein abgefeshter Gott!

Columb des Dampfs, du wandelst unter ihnen,
Dir dünkt's ein kleines Bild der großen Welt,
Sieh Jenen dort, der mit verstörten Mienen
Papierne Schnigel in die Lüfte schnell!

Die Tade ganz benäht mit Fleck und Streifen,
Auf denen ries'ge Zahlen schimmernd stehn!
„Und wollt ihr nicht nach meinen Schätzen greifen?
Ihr Thoren, laßt sie in der Luft verwehn!“

„Behntausend, Hunderttausend, Millionen!
Es kommt die Zeit, die längst mein Mund ver-
hieß!

Papier wird Gold! Ihr Kön'ge, eure Kronen
Sind feil für mich, den Krösus von Paris!“

Und jener ruft: So schmettert, ihr Janfaren!
Ich bin der Enkel des Liberius!
Mein ist die Welt, ein Erbe der Cäsaren,
Ich bin des Weltgeist's erster Hamulus.

Und Venus selber fährt der Frauen Meigen,
Die reizend wilde, lustberauschte Schaar!
Sie sucht ein Meer, um aus dem Schaum zu steigen,
Und für das freie Weib den Hochaltar.

So braukt's umher, doch an den hohen Mauern
Berschellt der Narrheit Fluth in buntem Schaum,
Und seine Brust erfüllt ein düst'res Trauern
Und alles Leben scheint ihm wüster Traum.

Wir sind wie Schattenbilder und wir schwanken
In's tiefste Dunkel aus dem hellsten Licht.
Er überhört die eigenen Gedanken,
Ob nicht der Wahn schon ihre Reih'n durchbricht?

Ob Narrheit nicht der Weisheit Trank kredenze?
Oft greift er fieberhaft an seine Stirn!
Ihm wird so angstvoll leer, als ging' die Grenze
Von All und Nichts ihm mitten durch das Hirn.

Das ew'ge Harren lähmt den Fiebermatten;
Schon schmerzt der überreizte Nerv, schon jagt
Vorüber eine wilde Jagd von Schatten,
Die inn're Hast, die zweifelt und verzagt.

Noch einmal sah' er gern die Räder kreisen,
Den Dampf sich kräuseln aus dem kleinen Schlot!
Still liegt sein Werk, schon zehrt der Rost am Eisen,
Schon hauchen es die feuchten Wände roth.

6.

Und Wochen sind und Monde hingegangen,
Und ihre Spuren trägt ein Schattenbild,
Das in der Kause sitzt mit fahlen Wangen,
Die Augen fiebernd und die Locken wild.

Die Kette klinkt! In schlummerlosen Nächten
Da sitzt er auf dem Lager tiefgebückt!
Strohhalme will er sich zum Kranze flechten,
Der erst die Gräber der Columbe schmückt!

Dann aufgerichtet grollt er mit den Sternen:
Wer flieht mich an das große Rad der Welt?
Das wirbelt fort in unermeß'ne Fernen,
Und rastlos bin ich seinem Schwung gefellt!

Da sieh! Es bäumt sich wie ein Höllendrachen
Das schwarze Ungethüm im Mondenlicht,
Das gähnt ihn an, das öffnet seinen Rachen
Und zitternd birgt in Stroh er sein Gesicht!

Und mit den Zähnen klappert er voll Grauen,
Dann flammt das Aug', von irrer Blut erhigt —
Er wagt es nicht, sich wieder anzuschauen,
Wo das Gespenst im Winkel grinsend sitzt.

So hat sich doch der Wahn hineingeschlichen
In's Heiligthum des Wissens und der Kunst;
Der milde Stern der Weisheit ist verblichen,
Erloschen in der Narrheit Qualm und Dunst!

Er geht, ein Narr, im Hof fest mit den Andern,
Nur seine Lippe treibt ein seltsam Spiel;
Er zischt und sprudelt im Vorüberwandern:
„Ich bin der Dampf, mir fehlt nur das Ventil!“

Doch tückisch hat er längst das Aug' gerichtet
Auf jenen Mann, der Holz im Hofe fällt.

Und wenn er sorgsam seine Klaftern schichtet,
Das müßige Beil achtlos zur Seite stellt.

Da raubt er's plötzlich mit des Blitzes Schnelle,
Und von den Wächtern unbemerkt, enteilt
Er wie ein Wirbelwind in seine Belle,
Wo seiner Mächte böser Dämon weilt!

Du sollst nicht länger mir den Schlummer rau-
ben —
Er schwingt das Beil, da wechseln Hieb und Stoß,
Da lösen sich die Ringe und die Schrauben,
Die Räder springen von der Achse los.

Aus allen Zugen ist der Bau geschmettert,
Der bald in unverstand'nen Trümmern liegt,
Und auf die Trümmer ist de Gaus geklettert
Und triumphirt, daß er den Feind besiegt.

Sieh, der Minister! Nein, kein Traumbilde,
Der Mann im Purpur selber tritt herein
Und schaut erschreckt das Bild, das seltsam wilde,
Beleuchtet von der Fackeln grellem Schein.

„Die Zeit war ernst! Nicht konnt' ich euer denken,
Verzeiht, daß ich zu sorgsam euch bewacht!
Sagt will ich euren Plänen Leben schenken,
Sagt leih' ich euren Werk des Staates Macht.“

Da horch, des Narren schallendes Gelächter,
Der grinsend auf die Eisentrümmer zeigt.
Das Beil entreißt ihm pfeilgeschwind der Wächter,
Doch Micheliou — er schaut und stunt und schweigt.

Wie grollend blickt er auf den Ungeduld'gen,
Dann ist's die eigene That, die ihn empört.
Wie klein die Weisheit, der die Staaten huld'gen,
Wie hat sie oft der Menschheit Wohl zerstört!

So muß ein großes Werk in Nacht versinken!
Auf Erden steht des blinden Glückes Thron.
Sein Finger zeigt zur Rechten und zur Linken:
Bicêtre hier, und dort das Pantheon!

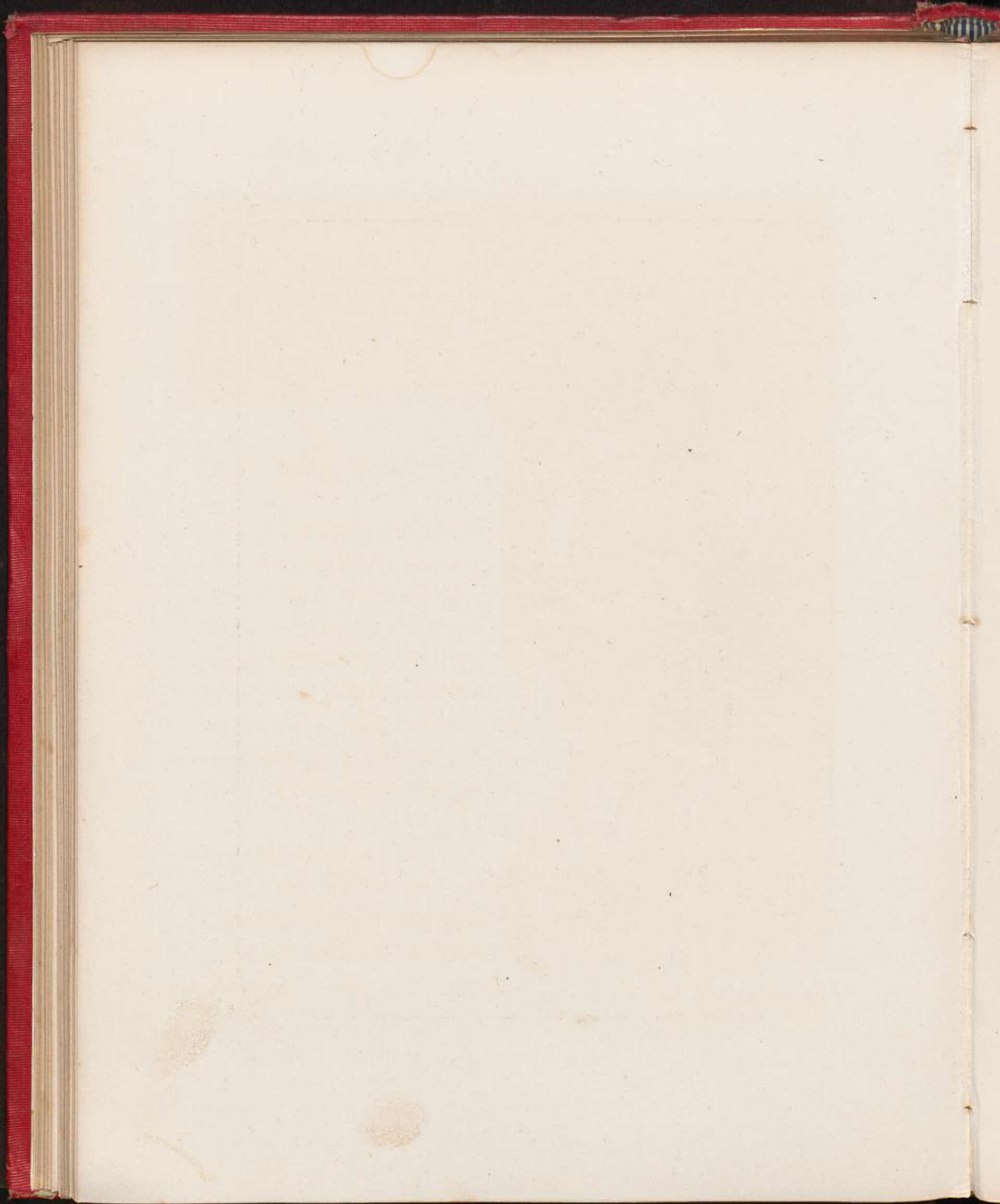


Auf dem Staatshof.

Von Theodor Storm.

Ich kann nur Einzelnes sagen, nur was geschehen, nicht wie es geschehen ist, ich weiss nicht, wie es zu Ende ging und ob es eine That war, oder nur ein Ereigniss, wodurch das Ende herbeigeführt wurde. Aber wie es die Erinnerung mir tropfenweise hergiebt, so will ich es erzählen.

Die kleine Stadt, in der meine Eltern wohnten, lag hart an der Grenze der Marschlandschaft, die bis an's Meer mehrere Meilen weit ihre grasreiche



Ebene ausdehnt. Aus dem Norderthor führt die Landstraße eine viertel Stunde Wegs zu einem Kirchdorf, das mit seinen Bäumen und Strohdächern weithin auf der ungeheuren Wiesenfläche sichtbar ist. Seitwärts von der Straße hinter dem weiß getünchten Pastorate geht quer durch's Land ein Fußsteig über die „Fennen,“ wie hier die einzelnen fast nur zur Viehweide benutzten Landflächen genannt werden; von einem Heck zum andern, oder auf schmalen Steg über die Gräben, durch welche überall die Fennen von einander geschieden sind.

Hier bin ich in meiner Jugend oft gegangen; ich mit einer Anderen. Ich sehe noch das Gras im Sonnenscheine funkeln und fernab um uns her die zerstreuten Gehöfte mit ihren weißen Gebäuden in der klaren Sommerluft. Die schweren Kinder, welche wiederkäuend neben dem Fußsteige lagen, standen auf, wenn wir vorübergingen, und gaben uns das Geleite bis zum nächsten Heck; mitunter in den Trinkgruben erhob ein Ochse seine breite Stirn und brüllte weit in die Landschaft hinaus. Zu Ende des Steiges, der fast eine halbe Stunde dauert, unter einer hohen düstern Baumgruppe von Rüstern und Silberpappeln, wie sie kein anderes Besizthum dieser Gegend aufzuweisen hat, lag der „Staatshof.“ Das Haus war auf einer mäßig hohen Berfte nach der Weise des Landes gebaut; eine sogenannte „Heuberg,“ in welcher die Wohnungs- und Wirthschaftsräume unter einem Dache vereinigt sind; aber die „Graft,“ welche sich rings umher zog, war besonders breit und tief, und der weitläufige Garten, der innerhalb derselben die Gebäude umgab, war vor Zeiten mit patrizischem Luxus angelegt.

Das Gehöfte war einst nebst vielen anderen in Besiz der nun gänzlich ausgestorbenen Familie van der Roden, aus der während der beiden letzten Jahrhunderte eine Reihe von Pfennigmeistern und Rathmännern der Landschaft und von Bürgermeistern meiner Vaterstadt hervorgegangen ist. — Neunzig Höfe, so hieß es, hatten sie gehabt, und sich im Uebermuth vermessen, das Hundert voll zu machen. Aber die Zeiten waren umgeschlagen; es war unrecht Gut dazwischen gekommen, sagten die Leute; der liebe Gott hatte sich in's Mittel gelegt, und ein Hof nach dem anderen war in fremde Hände übergegangen. Zur Zeit, wo meine Erinnerung beginnt, war nur der Staatshof noch im Eigenthum der Familie; von dieser selbst aber Nie-

mand übrig geblieben, als die alternde Besizerin und ein kaum vierjähriges Kind, die Tochter eines früh verstorbenen Sohnes. Der letzte männliche Sprosse, ein Taugenichts, wie ihn diejenigen nannten, die sich seiner noch erinnerten, war als fünfzehnjähriger Knabe auf eine gewaltsame Weise um's Leben gekommen. Er hatte auf der Fenne eines benachbarten Hofbesizers ein einjähriges Füllen ohne Zaum oder Halfter bestiegen, war dabei von dem scheuen Thiere in die Trinkgrube gestürzt und ertrunken.

Mein Vater war der geschäftliche Beistand der alten Frau Rathmann van der Roden. — Gehe ich rückwärts mit meinen Gedanken und suche nach den Plätzen, die von der Erinnerung noch ein spärlisches Licht empfangen, so sehe ich mich als etwa vierjährigen Knaben mit meinen beiden Eltern auf einem offenen Wagen über den ebenen Marschweg dahin fahren; ich fühle plötzlich den Sonnenschein mit einem kühlen Schatten wechseln, der an der einen Seite von ungeheuren Bäumen auf den Weg hinausfällt; und während ich meinen kleinen Kopf über die Lehne des Wagenstuhls reckte, um den breiten Graben zu sehen, der sich neben den Bäumen hinzieht, biegen wir gerade in die Schatten hinein und durch ein offenstehendes Gitterthor. Ein großer Hund fährt wie rasend an der Kette aus seinem beweglichen Hause auf uns zu; wir aber kutschiren mit einem Peitschenknall auf den Hof herauf bis vor die Hausthür, und ich sehe eine alte Frau in grauem Kleide, mit einem feinen, blassen Gesicht und mit besonders weißer Krause auf der Schwelle stehen, während Knecht und Magd eine Leiter an den Wagen legen und uns zur Erde helfen. Noch rieche ich auf dem dunklen Hausflur den strengen Duft der Mandwurzel, womit die Marschbewohner zur Abwehr der Mücken allabendlich zu räuchern pflegen; ich sehe auch noch meinen Vater der alten Dame die Hand küssen; dann aber verläßt mich die Erinnerung, und ich finde mich erst nach einigen Stunden wieder, auf Heu gebettet, eine warme sommerliche Dämmerung um mich her. Ich sehe an den aus Heu und Korngarben gebildeten Wänden empor, die um mich her zwischen vier großen Ständern in die Höhe ragen; so hoch, daß der Blick durch ein wüstes Dunkel hindurch muß, bis er auf's Neue in eine matte Dämmerung gelangt, die zwischen zahllosen Spinnweben aus einem Dachfensterchen hereinfällt. Es ist das so-

genannte „Bierlant,“ worin ich mich befinde; der zum Bergen des Heues bestimmte Raum im Innern des Hauses, wovon das Hofgebäude in unsern Marschen die eigenthümlich hohe Bildung des Daches und seinen Namen „Heuberg“ oder „Hauberg“ erhalten hat. — Es ist volle Sonntagsstille um mich her. Aber ich bin hier nicht allein; in der gedämpften Helligkeit, die durch die offene Seitenwand aus der angrenzenden Loodiele hereinfällt, steht ein Mädchen meines Alters; die blonden Härchen fallen über ein blaues Blousenkleid. Sie streckt ihre kleinen Häufte über mir aus und bestreut mich mit Heu; sie ist sehr eifrig, sie stöhnt und bückt sich wieder und wieder. „So,“ sagt sie endlich und athmet dabei aus Herzensgrunde, „so, nun bist du bald begraben!“ Und wie ich eine Weile regungslos da liege, sehe ich durch die lose mich bedeckenden Halme, wie sie ihr zartes Köpfschen zu mir niederbengt und wie sie dann plötzlich Kehrt macht und sich zu einer alten Bäuerin hinarbeitet, die mit einem Strickstrumpf in der Hand uns gegenüber sitzt. „Wieb,“ sagt sie, indem sie der Alten die Hand von der Wange zieht, „Wieb, ist er todt?“

Was die Alte hierauf geantwortet, erinnere ich nicht mehr; wohl aber, daß wir bald darauf durch einen dunklen Gang auf den Hausflur und von dort eine breite Treppe hinauf in die oberen Räume des Hauses geführt wurden; in ein großes Zimmer mit goldgeblümten Tapeten, in welchem viele Bilder von alten weiß gepuderten Männern und Frauen an den Wänden hingen. Meine Eltern und die übrigen Gäste sind eben von einer gedeckten Tafel aufgestanden, die sich mitten im Zimmer unter einer großen Krystallkrone befindet. Bald sehe ich in eine Serviette geknüpft der kleinen Anne Lene gegenüber; Wieb steht dabei und servirt uns von den Nesten. Ich befinde mich sehr wohl; nur zuweilen stört mich ein Krächzen, das aus der Ferne zu uns herüber dringt. „Höre!“ sag ich und hebe meine kleinen Finger auf. Die alte Wieb aber kennt das schon lange. „Das sind die Raben,“ sagt sie, „sie sitzen im Baumgarten, wir wollen sie nachher besuchen.“ — Aber ich vergesse die Raben wieder; denn Wieb theilt zum Dessert noch die Zuckertauben von einer Conditortorte zwischen uns, aber es scheint nicht ganz unparteiisch herzugehen; denn Anne Lene erhält immer die Hahenschwänze und die Kragentauben.

Etwas später sehe ich die Gesellschaft auf den geschlungenen Gartenwegen zwischen den blühenden Büschen promeniren; die alte Dame mit der Fraise, welche am Arme meines Vaters geht, beugt sich zu mir nieder und sagt, indem sie mir den Kopf aufrichtet: „Du mußt dich immer hübsch gerade halten, Kind!“ — Ich glaube noch jetzt, daß von dieser kleinen Ermahnung sich der fast scheue Respekt her schreibt, den ich, so lange sie lebte, vor dieser Frau behalten habe. — Doch schon fast Wieb mich bei der Hand, und führt uns weit umher auf den sonnigen Steigen; zuletzt bis zur Graft hinunter, an der ein gerader Steig entlang führt. So gelangen wir zu einem Gartenpavillon, in welchem die Gesellschaft bei offenen Thüren am Kaffeetische sitzt. Wir werden heringerufen, und, da ich zögere, nimmt meine Mutter einen Zuckerkringel aus dem silbernen Kuchenkorb und zeigt mir den. Aber ich fürchte mich; ich habe gesehen, daß das hölzerne Haus auf dünnen Pfählen über dem Wasser steht; bis endlich doch die vorgehaltene Lockspeise und die bunten Schäferbilder, die drinnen auf die Wände gemalt sind, mich bewegen hineinzutreten.

Wir ist, als hätte ich es mit einem besonders angenehmen Gefühl mit angesehen, wie Anne Lene von meiner Mutter auf den Schooß genommen und geküßt wurde. Späterhin mögen die Männer, wie es dort gebräuchlich ist, zur Befichtigung der Kinder auf das Land hinaus gegangen sein; denn ich habe die Erinnerung, als sei bald eine Stille um mich gewesen, in der ich nur die sanfte Stimme meiner Mutter und andere Frauenstimmen hörte. Anne Lene und ich spielten unter dem Tische zu ihren Füßen; wir legten den Kopf auf den Fußboden und horchten nach dem Wasser hinunter. Zuweilen hörten wir es plätschern, dann hob Anne Lene ihr Köpfschen auf und sagte: „Hörst du, das thut der Fisch!“ Endlich gingen wir in's Haus zurück, es war kühl und ich sah die Büsche des Gartens alle im Schatten stehen. Dann fuhr der Wagen vor, und in dem Schlummer, der mich schon unterwegs überkam, endete dieser Tag, von dem ich bei ruhigem Nachsinnen nicht außer Zweifel bin, ob er ganz in der erzählten Weise jemals da gewesen, oder ob nur meine Phantasie die zerstreuten Vorfälle verschiedener Tage in diesen einen Rahmen zusammen gedrängt hat.

Späterhin, als sich allmählig die Hilfsbedürftigkeit des Alters einstellte, zog die Frau Rathmann von der Roden mit ihrer Enkelin in die Stadt, und ließ den Hof unter der Aufsicht des früheren Bauknechts Marten und seiner Ehefrau, der alten Wieb. Vor dem Hause, welches sie einige Straßen von dem unsern entfernt bewohnte, standen granitne Pfeilersteine, die durch schwere eiserne Ketten mit einander verbunden waren. Wir Jungen, wenn wir auf unserem Schulwege vorübergingen, unterließen selten uns auf diese Ketten zu setzen und, mit Tafel und Ranzen auf dem Rücken, einige Male hin- und herzuschaukeln. Aber ich erinnere noch gar wohl, wie wir auseinander stoben, wenn Einer von uns das Gesicht der alten Dame hinter den Geranienbäumen am Fenster gewahrte, oder gar, wenn sie mit einer gemessenen Bewegung den Finger gegen uns erhoben hatte.

Ungeachtet ließ ich mir gern, was öfters geschah, vom Vater eine Bestellung an sie auftragen. Ich weiß nicht mehr, war es das kleine zierliche Mädchen, das mich anzog, oder war es die alte Schatulle, deren Maritäten ich in besonders begünstigter Stunde mit ihr beschauen durfte: die goldenen Schaumünzen, die seidenen Fächer mit den bunten Schäferbildern oder oben auf dem Aufsatz der Schatulle die beiden Pagoden von buntem chinesischen Porzellan, die schon vom Flur aus durch die Fenster der Stubenthür meine Augen auf sich zogen. Am Sonnabend Nachmittage stellte ich mich regelmäßig ein, um die Frau Rathmann mit der kleinen Anne Lene zum Sonntag auf den Kaffee einzuladen, was bis zur letzten Zeit vor ihrem Absterben ebenso regelmäßig von ihr angenommen wurde. Am Tage darauf präcise um drei Uhr hielt dann die schwere Klosterkutsche vor unserer Haustreppe; unsere Mägde hoben die alte Dame und ihr Enkelchen aus dem Wagen und meine Mutter führte sie in das Festzimmer des Hauses, das schon von dem Dufte des Kaffees und des sonntäglichen Gebäckes erfüllt war. Wenn dann die Enveloppen und Tücher abgelegt waren, und die beiden Damen sich gegenüber an dem sauber servirten Tische Platz genommen hatten, durften auch wir Kinder uns an ein Nebentischchen setzen, und erhielten unseren Antheil an den „Eiermahnen“ und „Bieschen,“ oder wie sonst die schönen Sachen damals heißen mochten. Mir ist indessen, wenn ich dieser Sonn-

tag-Nachmittage gedenke, als sei ich niemals unglücklicher in den Versuchen gewesen, meinen Kaffee aus der Ober- in die Untertasse umzuschütten; und ich fühle noch die strengen Blicke, die mir die alte Dame von ihrem Sitze aus hinüber sandte, während meine Mutter mir meine kleine Gespielin zum Muster aufstellte, von der ich nicht erinnere, daß sie jemals beim Trinken die Serviette oder ihr weißes Kleid besleckt hätte.

Ein solcher Sonntag-Nachmittag, nachdem schon einige Jahre in dieser Weise vorübergegangen waren, ist mir besonders im Gedächtniß geblieben. — Ich hatte mich in dem angenehmen Bewußtsein des Feiertags in unserem Hofe umhergetrieben und war endlich in das Waschhaus gelangt, das am Ende desselben lag. Auch hier hatte sich der Sonntag bemerklich gemacht; die hölzernen Tische waren geschneuert, die holländischen Klinker, womit der Boden gepflastert war, sahen so feucht und frisch gespült aus; dabei war eine so liebliche Kühle, daß ich mich fast gedankenlos an einen Tisch lehnte und auf das träumerische Gackeln der Hühner lauschte, das aus dem aufstossenden Hühnerhof zu mir herein drang. Nach einer Weile hörte ich drunten im Wohnhause aus der Keller-Etage das Kaffeegeschirr herauf tragen, das Klirren der Laffen und Kaffeelöffel; und endlich vernahm ich auch von der Strafe her das Anfahren der Kutsche und bald darauf das Aufschlagen der Hausthür. Ich sah im Geiste meine Mutter mit ihren Gästen in das Kaffeezimmer treten; aber das süße Gefühl, die Nachmittagsfeier so ganz unangebrochen vor mir zu haben, ließ mich immer noch zögern, in's Haus hinab zu gehen. Da vernahm ich das Summen des Fliegen-schwarms, der in der Sonne an der offenen Thür geseffen. — Anne Lene war unbemerkt heran getreten. Noch sehe ich sie vor mir, die kleine leichte Gestalt, wie sie ruhig auf der Schwelle stand, den Strohhut am Bande in der Hand hin und her schwenkend, während die Sonne auf das goldklare Haar schien, das ihr in kleinen Locken um das Köpfchen ging. Sie nickte mir zu, ohne weiter heran zu treten und sagte dann: „Du solltest herein kommen!“

Ich kam noch nicht; meine Augen hasteten noch an dem weißen Sommerkleidchen, an der himmelblauen Schärpe und zuletzt an einem alten Fächer, den sie in der Hand hielt: „Willst du nicht

kommen, Marz?" fragte sie endlich, „Großmutter hat gesagt, wir sollten einmal die Menuet wieder mit einander üben.“

Ich war das wohl zufrieden. Wir hatten vor einigen Wochen in der Tanzschule diese altfränkischen Tänze auf den gemeinsamen Wunsch der Frau Mathmann und meines Vaters mit besonderer Sorgfalt eingeübt. Wir gingen also hinein; ich machte meine Reverenz vor Anne Lene's Großmutter, und trank, um mich schon jetzt meiner zierlichen Partnerin würdig zu zeigen, meinen Kaffee mit besonderer Behutsamkeit. Späterhin, als mein Vater in's Zimmer getreten war und sich mit seiner alten Freundin in geschäftliche Angelegenheiten vertiefte, nahm meine Mutter uns mit in die gegenüberliegende Stube und setzte sich an das aufgeschlagene Clavier. Sie hatte den Don Juan auf's Tapet gelegt. Wir traten einander gegenüber und ich machte mein Compliment, wie der Tanzmeister es mich gelehrt hatte. Meine Dame nahm es huldvoll auf, sie neigte sich höflich, sie erhob sich wieder und als die Melodie erklang: „Du reizest mich vor Allen; Berlinchen tanz' mit mir,“ da glitten die kleinen Füße in den Corduanstiefelchen über den Boden, als ginge es über eine Spiegelfläche hin. Mit der einen Hand hielt sie den aufgeschlagenen Fächer gegen die Brust gedrückt, während die Fingerspitzen der anderen das Kleid empor hoben. Sie lächelte; das feine Gesichtchen strahlte ganz von Stolz und Anmuth. Meine Mutter, während wir hin und her schaffirten, uns näherten und verneigten, sah schon lange nicht mehr auf ihre Taster; auch sie, wie ihr Sohn, schien die Augen nicht abwenden zu können von der kleinen schwebenden Gestalt, die in graciöser Gelassenheit die Touren des alten Tanzes vor ihr ausführte.

Wir mochten auf diese Weise bis zum Trio gelangt sein, als die Stubenthür sich langsam öffnete und ein dickköpfiger Nachbarsjunge hereintrat, der Sohn eines Schuhlickers, der mir an Werkeltagen bei meinem Räuber- und Soldatenspiel die vortrefflichsten Dienste leistete. „Was will der?“ fragte Anne Lene, als meine Mutter einen Augenblick inne hielt. — „Ich wollte mit Marz spielen,“ sagte der Junge, und sah verlegen auf seine groben Nagelschuhe.

„Sege dich nur, Simon,“ erwiderte meine Mutter, „bis der Tanz aus ist; dann könnt ihr

alle mit einander in den Garten gehen.“ Damit nickte sie zu uns hinüber, und begann das Trio zu spielen. Ich avancirte; aber Anne Lene kam mir nicht entgegen; sie ließ die Arme herab hängen und musterte mit unverkennbarer Verdrossenheit den struppigen Kopf meines Spiellameraden.

„Nun,“ fragte meine Mutter, „soll Simon nicht sehen, was ihr gelernt habt?“

Allein die kleine Patrizieren schien durch die Gegenwart dieser Werkeltags-Erscheinung in ihrer idealen Stimmung auf eine empfindliche Weise gestört zu sein. Sie legte den Fächer auf den Tisch und sagte: „Laß Marz nur mit dem Jungen spielen.“

Ich fühle noch jetzt mit Beschämung, daß ich dem schönen Kinde zu gefallen, wenn auch nicht ohne ein deutliches Vorgefühl von Reue, meinen plebejischen Günstling fallen ließ. „Geh nur Simon,“ sagte ich mit einiger Beklemmung, „ich habe heute keine Lust zu spielen!“ Und der arme Junge rutschte von seinem Stuhl und schlich sich schweigend wieder von dannen.

Meine Mutter sah mich mit einem durchdringenden Blick an; und sowohl ich wie Anne Lene, als diese späterhin in ein näheres Verhältniß zu unserem Hause trat, haben noch manche kleine Predigt von ihr hören müssen, die aus dieser Geschichte ihren Text genommen hatte. Damals aber hatten die kleinen tanzenden Füße mein ganzes Knabenherz verwirrt. Ich dachte nicht an Simon, ich dachte nichts als Anne Lene; und als ich ihr am Montage darauf ein vergessenes Arbeitskörbchen in's Haus brachte, hatte ich es zuvor ganz mit Zuckerplättchen angefüllt, deren Ankauf mir nur durch Aufopferung meiner ganzen kleinen Baarschaft möglich geworden war.

Etwa ein Jahr später kam ich eines Nachmittags auf der Heimkehr von einer Ferienreise an Anne Lene's Wohnung vorüber. Da die Hausthür offen stand, so fiel es mir ein hinein zu gehen, um eine Kleinigkeit, die ich unterwegs für sie eingehandelt hatte, schon jetzt in ihre Hand zu legen. Ich trat in den Flur und blickte durch die Glasscheiben der Stubenthür; aber ich gewahrte Niemanden. Es war eine seltsame Einsamkeit im Zimmer; der weiße Sand lag unberührt auf der Diele, und drüben der Spiegel war mit weißen Damasttüchern

zugesteckt. Während ich dies betrachtete und eine unbewußte Scheu mich hinderte hineinzutreten, hörte ich in der Tiefe des Hauses eine Thür gehen, und bald darauf sah ich meinen Vater mit einem schwarz gekleideten Kinde an der Hand auf mich zukommen. Es war Anne Lene, ihre Augen waren vom Weinen geröthet, und über der schwarzen Flortraufe erschien das blasse Gesicht, und die feinen goldklaren Haare noch um vieles zärtlicher, als sonst. Mein Vater begrüßte mich und sagte dann, indem er seine Hand auf den Kopf des Mädchens legte: „Ihr werdet jetzt Geschwister sein; Anne Lene wird als meine, Mündel von nun an in unserem Hause leben, denn ihre Großmutter, deine alte Freundin, ist gestorben.“

Ich hörte eigentlich nur den ersten Theil dieser Nachricht; denn die bestimmte Aussicht, nun fortwährend in Gesellschaft des amuthigen Mädchens zu sein, erregte in meiner Phantasie eine Reihe von heiteren Vorstellungen, die mich den Ort, an welchem wir uns befanden, vollständig vergessen machten. Ich merkte es kaum, als Anne Lene ihre Arme um meinen Hals legte und mich küßte, während ihre Thränen mein Gesicht benetzten.

Einige Tage darauf fand das Leichenbegängniß statt mit aller Feierlichkeit patrizischen Herkommens, so wie die Verstorbene es bei Lebzeiten in allen Punkten selbst verordnet hatte. Ich befand mich mit meiner Mutter und Anne Lene im Sterbehause. Noch sehr wohl erinnere ich mich, wie das Geläute der Glocken, die gedämpfte Redeweise, in der alle die schwarzen Leute mit einander verkehrten, und die kolossalen florbehangenen Wachskerzen, welche brennend vor dem Sarge hinaus getragen wurden, ein angenehmes Feiertagsgefühl in mir erregten, das dem unwillkürlichen Grauen vor diesem Gepränge vollkommen die Wage hielt.

Am anderen Tage begann der werktägige Gang des Lebens wieder. Anne Lene war nun zwar mit mir in einem Hause, aber die Zeit unseres Beisammenseins bestand nicht mehr wie sonst nur in sonntäglichen Spielstunden. Meine Hausarbeiten für das Gymnasium wurden von meinem Vater noch strenger überwacht als sonst; und Anne Lene war außer ihren Schulstunden meist unter der Aufsicht der Mutter beschäftigt. Während meiner Freistunden nahmen die eigentlichen Knabenspiele einen immer größeren Raum ein, und ich habe

meine kleine Freundin niemals bewegen können unsere Knabenspiele mitzumachen, oder auch nur in dem türkischen Zelte Platz zu nehmen, das ich von alten Teppichen in der Spitze eines Birnbaumes aufgeschlagen hatte.

Nur eine Freude blieb uns fast während unserer ganzen Jugend gemeinschaftlich. — Die Ländereien des Staatshofes waren seit dem Tode der alten Frau Rathmann an einen benachbarten Hofbesitzer verpachtet, während man das Wohnhaus mit der Berfte unter der Aufsicht der alten Wieb und ihres Mannes ließ. Da der Hof nur eine halbe Stunde von der Stadt lag, so war uns ein für alle Mal erlaubt, Sonntags nach Lische dort hinaus zu gehen. Und wie oft sind wir diesen Weg gegangen! Auf der ebenen Marschlandstraße bis zum Dorfe und dann seitwärts über die Fennen von einem Heck zum andern, bis wir die dunkle Baumgruppe des Hofes erreicht hatten, die schon beim Austritt aus der Stadt auf der weiten Ebene sichtbar war. Wie oft beim Gehen wandten wir uns um und maachen die Strecke, die wir schon zurück gelegt hatten und sahen zurück nach den Thürmen der Stadt, die im Sonnendufte hinter uns lagen! Denn mir ist, als habe an jenen Sonntag-Nachmittagen immer die Sonne geschienen und als sei die Luft über dieser endlosen grünen Wiesenfläche immer voll von Lerchengesang gewesen.

Den alten Eheleuten auf dem Hofe war im unteren Stock des Hauses ein früher von der Familie bewohntes Zimmer zu Benutzung angewiesen; allein sie bewohnten nach eigener Wahl nach wie vor das Gesindezimmer, da dieses mit dem Stall und den übrigen Wirtschaftsräumen in Verbindung stand. Gewöhnlich kam uns der alte Marten in sonntäglich weißen Hemdärmeln schon vor dem Thore entgegen; er konnte es nicht lassen, nach seinen jungen Gästen auszugehen. Hatten wir uns etwas verspätet, so trafen wir ihn wohl schon auf unserem Wege draußen auf den Fennen. Im Zimmer pflegte dann auf dem langen blank geschauerten Tische schon der Kaffeetisch seinen angenehmen Duft zu verbreiten, und die alte Wieb, wenn sie mir die Hand gegeben und ihrem Lieblingskinde die heißen Haare von der Stirn gestrichen hatte, schenkte uns viele Tassen ein, so viele, als wir irgend trinken konnten, und dann noch eine „für's Nöthigen,“ wie sie sagte. Wenn wir uns auf diese

Weise erquickt hatten und das Geschirr wieder abgeräumt war, holte die Alte ihr Rad aus dem Winkel hinter der Tragfliste hervor und begann zu spinnen. Sie ließ dann wohl den Faden durch Anne Lene's Finger gleiten und zeigte uns die Glätte und Feinheit desselben; denn, wie sie mir später einmal vertraute, es sollte aus dem Klachse, den sie Sonntags spann, das Brautkissen für ihre junge Herrschaft gewebt werden. Aber es duldet uns nicht lange neben ihr; wir ruhten nicht, bis sie uns ihr großes Schlüsselbund eingehändigte, in dessen Besitz wir dann die dunkle Treppe nach dem oberen Stockwerk hinaufstiegen und eine nach der andern die Thüren zu den verödeten Zimmern aufschlossen, in denen die feuchte Marschlufft schon längst an Decken und Wänden ihren Bertörungs-Prozess begonnen hatte. Wir betraten diese Räume mit einer gewissen listernen Neugierde, obgleich wir wußten, daß nichts darin zu sehen sei, als die halberloshenen Tapeten und etwa in dem einen Seitenzimmer das leere Bettgestell der verstorbenen Besitzer. Wenn wir zu lange blieben, rief die Alte uns wohl herunter und schickte uns in den Garten, der vor dem Hause lag. Aber die Einsamkeit, die oben in den verlassen Zimmern herrschte, war auch dort. Wohin man sehen mochte, zwischen den hohen Sträuchern hing das Gespinnst der Jungfernebe; über den mit Gras bewachsenen Steigen in den rothblühenden Himbeerbüschen hatten die Wespen ihre pappenen Nester aufgehängt. Obwohl seit Jahren keine pflegende Hand dort gewaltet, so wuchs doch Alles in der größten Leppigkeit durch einander, und Mittags in der schwülen Sommerzeit, wenn Jasmin und Caprifolien blühten, lag die alte Hauberg wie in Duft begraben. — Anne Lene und ich drangen gern auf's Geradewohl in diesen Blütenwald hinein, um uns den Reiz eines gefahrlosen Treppchens zu verschaffen; und nicht selten glückte es, daß wir uns nach der feuchten Laube im Winkel des Gartens hinarbeiten meinten, und statt dessen unerwartet vor dem alten Pavillon standen, welcher jetzt zur zeitweiligen Aufbewahrung von Sommerfrüchten diente. Dann sahen wir durch die erblindeten Fensterscheiben nach dem zärtlichen Schäferpaar hinüber, das noch immer, wie vor Jahren, auf der Mitte der Wand im Grafe kniete, und rüttelten vergebens an den Thüren, welche von der alten Wieb sorgfältig verschlossen

gehalten wurden; denn der Fußboden drinnen war unsicher geworden und hier und dort konnte man durch die Ritzen in den Dielen auf das darunter stehende Wasser sehen.

So verging die Zeit. — Anne Lene war, ehe ich mich dessen versehen, ein erwachsenes Mädchen geworden, während ich noch kaum zu den jungen Menschen zählte. Ich bemerkte dies eigentlich erst, als sie eines Tages mit veränderter Frisur in's Zimmer trat. Seitdem sie selbst für ihre Kleidung sorgte, war diese fast noch einfacher als zuvor; besonders liebte sie die weiße Farbe, so daß mir diese in der Erinnerung von der Vorstellung ihrer Persönlichkeit fast unzertrennlich geworden ist. Nur einen Zug trieb sie; sie trug immer die saubersten und knappsten Handschuhe, und da sie dessen ungeachtet sich nicht scheute, überall damit hinzufassen, so mußte das getragene Paar bald durch ein neues ersetzt werden. Meine bürgerlich-sparsame Mutter schüttelte vergebens darüber den Kopf. Aus dem nachgelassenen Schmuckkästchen ihrer Großmutter nahm sie an ihrem Confirmationstage ein kleines Kreuz von Diamanten, das sie seitdem an einem schwarzen Bande um den Hals trug. Sonst habe ich niemals einen Schmuck an ihr gesehen.

Die Zeit rückte heran, wo ich zum Studium der Arzneiwissenschaft die Universität besuchen sollte. — In Anne Lene's Gesellschaft machte ich meinen Abschiedsbesuch bei unseren alten Freunden auf dem Staatshof. Wir kamen eben von einer Fenne, wo der Pächter, wie es dort gebräuchlich ist, seine Kapsfaat-Gründe auf einem großen Segel ausdrücken ließ. Nach der Sitte des Landes, die bei der schweren Arbeit den Leuten in jeder Weise gestattet sich die Brust zu lüften, waren wir mit einem ganzen Schauer von Schimpf- und Neckworten überschüttet worden; weder meine rothe Schülmütze, noch meine damals allerdings „in's Kraut geschossene“ Figur war verschont geblieben. Auch Anne Lene hatte ihr Theil bekommen; aber man wußte kaum, waren es Spottreden oder unbewusste Huldigungen; denn Alles bezog sich am Ende doch nur auf den Gegensatz ihres zarten Wesens zu der derben und etwas schwerfälligen Art des Landes. Und in der That, wenn man sie be-

trachtete, wie der Sommerwind ihr die kleinen goldklaren Locken von den Schläfen hob, und wie ihre Füße so leicht über das Gras dahin schritten, so konnte man kaum glauben, daß sie hier zu Haus gehöre. Das kleine Kreuz, welches an dem schwarzen Bändchen an ihrem Halse funkelte, mochte bei den Arbeitern diesen Eindruck noch vermehren helfen.

Als wir auf die Berfte kamen, fanden wir die alte Wieb im Bank mit einer Bettlerin vor der Hausthür stehen, die sie vergeblich abzuweisen suchte. Die leidenschaftlichen Geberden dieses noch ziemlich jungen Weibes waren mir wohl bekannt; sie ging auch in der Stadt alle Sonnabend von Thür zu Thür, und zehrte dabei seit Jahren an dem Gedanken, daß sie von dem alten Rathmann van der Roden, dem in seiner Amtsführung die obervormundschaftlichen Angelegenheiten übertragen waren, um ihr mütterliches Erbtheil betrogen sei. Sie war in Folge derartiger Aeußerungen schon mehrfach zur Strafe gezogen; und jetzt schien sie, nach dem beiderseitigen Betragen zu urtheilen, fest entschlossen, auch der alten Dienerin der van der Rodenschen Familie diese verhaßte Geschichte vorzutragen.

Die Streitenden rührten sich bei unserer Ankunft in ihrem Eifer nicht von der Stelle, und da wir nach dem Plur zwischen beiden hindurch mußten, so nahm Anne Vene ihr Kleid zusammen, um nicht an das der Bettlerin zu streifen.

Aber diese vertrat ihr den Weg. „Ei, schöne Mamsell,“ sagte sie, indem sie einen tiefen Knig vor ihr machte und mit einer abscheulichen Koketterie ihre durchlöchernten Röcke schwenkte, „habe sie keine Angst, meine Lumpen sind alle gewaschen! Freilich die seidnen Bändchen sind längst davon, und die Strümpfe, die hat dein Großvater selig mir ausgezogen; aber wenn dir die Schuhe noch gefällig sind?“

Und bei diesen Worten zog sie die Schlumpen von den nackten Füßen und schlug sie an einander, daß es klatschte. „Greif zu, Goldkind,“ rief sie, „greif zu! Es sind Bettelmannschuhe, du kannst sie bald gebrauchen.“

Anne Vene stand ihr völlig regungslos gegenüber; Wieb aber, deren Augen mit Aengstlichkeit an ihrer jungen Herrin hingen, griff in die Tasche und drückte der Bettlerin eine Münze in die Hand. „Geh nun Trin,“ sagte sie, „du kannst zur Nacht

wiederkommen; was hast du nun noch hier zu suchen?“

Allein diese ließ sich nicht abweisen. Sie richtete sich hoch auf, indem sie mit einem Ausdruck überlegenen Hohnes auf die Alte herabsah. „Was ich hier zu suchen habe?“ fragte sie und verzog ihren Mund, daß das ganze blendende Gebiß zwischen den Lippen hervortrat; „mein Muttergut suche ich, womit ihr die Löcher in eurem alten Dache zugestopft habt.“

Wieb machte Niene, Anne Vene in's Haus zu ziehen.

„Bleib' sie nur, Mamsell,“ sagte das Weib und ließ die empfangene Münze in ihre Tasche gleiten, „ich gehe schon; es ist hier doch nichts mehr zu finden. Aber,“ fuhr sie fort mit einer geheimnißvollen Geberde sich gegen die Alte neigend, „auf deinem Heuboden schlafe ich nicht wieder. Es geht was um in eurem Hause, das pflückt des Nachts den Mörtel aus den Fugen. Wenn nur das alte hoffärtige Weib noch mit darunter säße, damit ihr alle auf einmal euren Lohn bekämet!“

Auf Anne Vene's Antlitz drückte sich ein Erstaunen aus, als sei sie durch diese Worte wie von etwas völlig Unmöglichem betroffen worden.

„Wieb,“ rief sie, „was sagt sie, wen meint sie, Wieb?“

Mich übermaunte bei dem Anblick meiner jungen hülflosen Freundin der Born, und ehe das Weib zu einer Antwort Zeit gewann, packte ich sie am Arm und zererte sie den Hof hinunter bis draußen auf den Weg. Aber noch, als ich das Gitterthor hinter ihr zugeworfen hatte und wieder auf die Berfte hinauf ging, hörte ich sie ihre leidenschaftlichen Verwünschungen austossen. „Geh nach Haus, Junge,“ schrie sie mir nach, „dein Vater ist ein ehelicher Mann; was läufst du mit der Dirne in der Welt umher!“

Drinnen im Gesindezimmer fand ich Anne Vene vor ihrer alten Wärterin auf den Knien liegen, den Kopf in ihren Schooß gedrückt. „Wieb,“ sprach sie leise, „sag mir die Wahrheit, Wieb.“

Die Alte schien um Worte verlegen. Sie schalt auf die Bettlerin, und redete Dies und Das von allgemeinen Dingen, indem sie ihre rauhe Hand lieblosend über das Haar ihres Lieblings hingleitete. „Was wird es sein,“ sagte sie, „dein Großvater und dein Urgroßvater waren große Leute; die Armen sind immer den Reichen heimlich feind!“

Anne Lene, die bis dahin ruhig zugehört hatte, erhob den Kopf und sah sie zweifelnd an. „Es mag doch wohl anders gewesen sein, Lieb;“ sagte sie traurig, „du mußt mich nicht belügen!“

Was weiter zwischen den Beiden gesprochen worden, weiß ich nicht; denn ich verließ nach diesen Worten das Zimmer, da ich glaubte, die Alte werde das Gemüth des Mädchens leichter zur Ruhe sprechen, wenn sie allein sich gegenüber wären. — Aber nach einigen Tagen war das Diamantkreuz von Anne Lene's Hals verschwunden, und ich habe dieses Zeichen alten Glanzes niemals wieder von ihr tragen sehen.

Ich mochte etwa ein Jahr lang in der Universitätsstadt gewesen sein, als ich durch einen Brief meines Vaters die Nachricht von Anne Lene's Verlobung mit einem jungen Edelmann erhielt. Er theilte mir die Sache mit, ohne ein Wort der Billigung oder Mißbilligung von seiner Seite hinzuzufügen. — Der Bräutigam war mir wohl bekannt; seine Familie stammte aus unserer Stadt, und er selbst hatte sich kurz vor meiner Abreise wegen einer Erbschafts-Angelegenheit dort aufgehalten. Da er sich hierbei meines Vaters als Geschäfts-Beistandes bediente, und keine weiteren Bekanntschaften in der Stadt hatte, so war er in unserem Hause ein oft gesehener Gast geworden. — Mir waren die blanken braunen Augen dieses Menschen vom ersten Augenblick an zuwider gewesen; und auch jetzt noch schienen sie mir nichts Gutes zu versprechen. Dennoch sagte ich mir selbst, daß diese Meinung keine unparteiische sei. Ich war von dem Herrn Kammerjunker als ein junger bürgerlicher Mensch von vorne herein mit einer mir sehr empfindlichen Oberkällichkeit behandelt worden; er hatte in meiner Gegenwart in der Regel gethan, als ob ich gar nicht vorhanden sei; was aber das Schlimmste war, ich hatte zu bemerken geglaubt, daß er meiner jungen Freundin nicht in gleichem Grade wie mir mißfallen wollte.

Obgleich die seit meiner Knabenzeit in mir keimende Neigung für Anne Lene, da sie keine Erwiderung gefunden, niemals zur Entfaltung gekommen war, so wurde ich doch jetzt durch die Nachricht ihrer Verbindung mit einem mir so verhassten Manne auf das Heftigste erschüttert, und

ich darf wohl sagen, beunruhigt. Meine Phantasie ließ nicht nach, mir die kleinsten Züge seines Wesens wieder und wieder vor Augen zu führen; und besonders mußte ich mich eines übrigens geringfügigen Vorfalles erinnern, der mich gegen die Natur dieses Menschen in völligen Widerspruch setzte.

Es war im Spätsommer; unsere Familie saß in der Ligusterlaube beim Nachmittags-Kaffee, wozu, außer dem alten Syndicus, auch der Kammerjunker sich eingefunden hatte. Die Herren mochten, ehe ich hinzukam, geschäftliche Sachen erörtert haben; denn das alte Porzellan-Schreibzeug meines Vaters stand neben dem übrigen Geschirre auf dem Tische. Anne Lene ging in stiller Geschäftigkeit ab und zu; bald um im Hause die Bunzlauer Kanne auf's Neue zu füllen, bald um die Wachskerze für die Thonpeise des Syndicus anzuzünden, die über dem Plaudern immer wieder ausging. Das Gespräch der beiden älteren Herren hatte sich mittlerweile auf städtische Angelegenheiten gewandt, welche für den Fremden wenig Interesse boten. Er hatte die Arme vor sich auf den Tisch gestreckt und schien seinen eigenen Gedanken nachzugehen; nur wenn draußen zwischen den sonnigen Bäumen das Kleid des jungen Mädchens sichtbar wurde, hob er die Augenlieder und sah nach ihr hinüber. Es war in diesem lässigen Anschauen etwas, das mich in einen ohnmächtigen Bohn versekte; zumal als ich sah, wie Anne Lene die Augen niederschlug und sich, wie um Schutz zu suchen, an meiner Mutter Seite auf das äußerste Ende der Bank setzte. Der Kammerjunker, ohne sie weiter zu beachten, haschte eine Wücke, die eben an ihm vorüberflog. Ich sah, wie er sie an den Klügeln sorgsam zwischen seinen Fingern hielt; wie er den Kopf herabneigte und die hilflosen Bewegungen des Geschöpfes mit Aufmerksamkeit zu betrachten schien. Nach einer Weile nahm er die neben ihm liegende Schreibfeder, tauchte sie in das Dintefas und begann nun nacheinander Kopf und Brustschild seines kleinen Opfers in langsamen Zügen damit zu bestreichen. Bald aber änderte er sein Verfahren; er zog die Feder zurück und führte sie wie zum Stoße wiederholt gegen die Brust der Creatur, welche mit den feinen Füßen die auf sie eindringende Spitze vergebens von sich abzuwehren strebte. Seine blanken Augen waren ganz in dies Geschäft vertieft. Endlich aber schien er dessen überdrüssig zu werden;

er durchstach das Thier und ließ es vor sich auf den Tisch fallen, indem er zugleich eine Frage meines Vaters beantwortete, die seine Aufmerksamkeit erregt haben mochte. — Ich hatte wie gebannt diesem Vorgange zugehört; und Anne Lene schien es eben so ergangen; denn ich hörte sie aufathmen, wie Jemand, der von einem auf ihm lastenden Druck mit einem Mal befreit wird.

Einige Tage darauf vermiften wir Anne Lene bei der Mittagstafel, was sonst niemals zu geschehen pflegte. — Als ich, um sie zu suchen, in den Garten trat, begegnete mir der Kammerjunker, der wie gewöhnlich mit einem halben Kopfniden an mir vorbeipassirte. Da ich Anne Lene nicht gewahrte, so ging ich in den untern Theil des Gartens, in welchem mein Vater eine kleine Baumschule angelegt hatte. Hier stand sie mit dem Rücken an einen jungen Apfelbaum gelehnt. Sie schien ganz einem innern Erlebniß zugewendet; denn ihre Augen starrten unbeweglich vor sich hin, und ihre kleinen Hände lagen festgeschlossen auf der Brust. Ich fragte sie: „Was ist denn Dir begegnet, Anne Lene?“ Aber sie sah nicht auf; sie ließ die Arme sinken und sagte: „Nichts, Marg; was sollte mir begegnet sein?“ Zufällig aber hatte ich bemerkt, daß die Krone des kleinen Baumes wie von einem Pulschlage in gleichmäßigen Pausen erschüttert wurde, und es überkam mich eine Ahnung dessen, was hier geschehen sein könnte; zugleich ein Reiz, Anne Lene fühlen zu lassen, daß sie mich nicht zu täuschen vermöge. Ich zeigte mit dem Finger in den Baum und sagte: „Sieh nur, wie Dir das Herz klopft!“

Diese Vorfälle, welche damals bei der kurz danach erfolgten Abreise des Kammerjunkers bald von mir vergessen waren, ließen nun nicht ab mich zu beunruhigen, bis sie endlich von den Leiden und Freuden des Studentenlebens aufs Neue in den Hintergrund gedrängt wurden.

Ich habe nicht von mir zu reden. Etwa zwei Jahre später um Ostern kehrte ich als junger Doctor promotus in die Heimath zurück. Schon vorher hatte man mir geschrieben, daß das fort-dauernde Sinken der Landpreise den Verkauf des Staatshofes nöthig machen werde, und daß Anne Lene aus einer immerhin noch reichen Erbin wahr-

scheinlich ein armes Mädchen geworden sei. Nun erfuhr ich noch dazu, daß auch ihre Verlobung sich auflösen scheine. Die Briefe des Bräutigams waren allmählig seltener geworden und seit einiger Zeit ganz ausgeblieben. Anne Lene hatte das ohne Klage ertragen; aber ihre Gesundheit hatte gelitten und sie befand sich gegenwärtig schon seit einigen Wochen zu ihrer Erholung draußen auf dem Staatshof, wo man eines der kleineren Zimmer in der Ober-Stage für sie in Stand gesetzt hatte.

Obwohl ich seit ihrem Brautstande nicht an sie geschrieben, so konnte ich doch nicht unterlassen noch am Tage meiner Ankunft zu ihr hinaus zu gehen. — Es war schon spät Nachmittags, als ich den Staatshof erreichte. Die alte Wieb fand ich draußen auf dem Wege an einem Heck stehen, von wo ein Fußsteig über die Fennen nach dem Deiche zu führte. Sie hatte mich nicht kommen sehen, da sie den Rücken gegen den Weg kehrte, und als ich unvermerkt ihre harte Hand erfaßte, vermochte sie mich erst nicht zu erkennen. Bald aber trat ein Ausdruck der Freude in das alte Gesicht, und sie sagte: „Gott sei Dank, daß Du da bist, Marg! So eine treue Seele thut uns grade noth!“

„Wo ist Anne Lene?“ fragte ich. Die Alte zeigte mit der Hand in's Land hinaus und sagte bekümmert: „Da geht sie wieder in der Abendluft!“

Etwas auf dem halben Wege nach dem Haf-Deiche, der hier nördlich von dem Hofe die Landschaft gegen das Meer hin abschließt, sah ich eine weibliche Gestalt über die Fennen gehen. „Seh nur den Kessel an's Feuer, Wieb,“ sagte ich, „ich will sie holen, wir kommen bald zurück.“ Nach einer Weile hatte ich Anne Lene erreicht. Als ich ihren Namen rief, stand sie still und wandte den Kopf nach mir zurück. Ich fühlte plötzlich, wieviel von ihrem Bilde in meiner Erinnerung erloschen sei. So lieblich hatte ich sie mir nicht gedacht; und doch war sie dieselbe noch; nur die Augen unter den feinen blonden Locken schienen dunkler geworden, und die Linien des zarten Profils waren ein wenig schärfer gezogen als vor Jahren. Ich faßte ihre beiden Hände. „Liebe Anne Lene,“ sagte ich, „ich bin eben angekommen; ich wollte Dich noch heute sehen!“

„Ich danke Dir, Marg,“ erwiderte sie, „ich mußte, daß Du dieser Tage kommen würdest.“ —

Aber ihre Gedanken schienen nicht bei diesem Willkommen zu sein; denn sie wandte ihre Augen sogleich wieder von mir ab und begann auf dem Fußsteige weiter zu gehen. „Begleite mich noch ein wenig,“ fuhr sie fort, „wir gehen dann zusammen nach dem Hof zurück.“

„Aber es wird kalt, Anne Lene?“

„Oh, es ist nicht so kalt,“ sagte sie, indem sie das große Shawltuch fester um die Schultern zog. — So gingen wir dann weiter. Ich suchte allerlei Gespräch; aber keines wollte gelingen. Es wurde schon abendlich; ein feuchter Nordwest wehte vom Meer über die Landschaft, und vor uns auf dem Hafendeich sah man gegen den braunen Abendhimmel einzelne Fuhrwerke wie Schattenpiel vorbeipassiren. Nach einer Weile bemerkte ich einen Mann an einem Ast des Deiches herabsteigen und uns auf dem Fußwege entgegen gehen. Es war der Postbote, der zweimal in der Woche für die Hof-Besitzer die Briefe aus der Stadt holte. Ich fühlte, wie Anne Lene ihren Schritt beeilte, da er in unsere Nähe kam. „Hast Du etwas für mich, Carsten?“ fragte sie und suchte dabei in ihrer Stimme vergebens eine innere Unruhe zu verbergen.

Der Bote blätterte in seiner Ledertasche zwischen den Briefen umher. „Für dieses Mal nicht, liebe Mamsell!“ sagte er endlich mit einer verlegenen Freundlichkeit, indem er die aufgehobene Klappe wieder über seine Tasche fallen ließ. Er mochte ihr diese Antwort wohl schon oft gegeben haben. Anne Lene schwieg einen Augenblick. „Es ist gut Carsten,“ sagte sie dann, „Du kannst erst mit uns gehen und Abendbrod essen.“ — Sie schien das Ziel ihrer Wanderung erreicht zu haben; denn sie kehrte bei diesen Worten um, und wir gingen mit dem Boten nach dem Hof zurück. Die Dämmerung war schon stark hereingebrochen. Von dem Ackerstück, an welchem wir vorüber kamen, vernahm man die kurzen Laute der Brachvögel, die unsichtbar in den Furchen lagen; mitunter flog ein Kiebitz schreiend vor uns auf, und auf den Weiden stand schon das Vieh in dunklen unkenntlichen Massen beisammen. Wir hatten auf dem Rückwege, als geschehe es im Einverständnis, kein Wort miteinander gewechselt; als wir schon fast im Dunklen auf der Werfte angelangt waren, ergriff Anne Lene meine Hand. „Gute Nacht, Marz,“ sagte sie, „verzeihe mir; ich bin müde, ich muß schlafen; nicht wahr, Du kommst

recht bald einmal wieder zu uns heraus!“ Mit diesen Worten trat sie in die Hausthür, und bald hörte ich, wie sie die Treppe nach ihrem Zimmer hinauf ging. Ich begab mich zu den alten Hofleuten, die in Gesellschaft des Boten am warmen Ofen bei ihrem Abendthee saßen. Wieb entfernte sich einen Augenblick, um Anne Lene ein Licht hinauf zu bringen; dann nöthigte sie mich an ihrer Mahlzeit Theil zu nehmen, und ich mußte erzählen und mir erzählen lassen. Darüber war es spät geworden, so daß ich nicht mehr zur Stadt zurück gehen mochte. Ich bat meine alte Freundin mir eine Streu in ihrer Stube aufzuschütten, und schlenderte, während dies geschah, in den Garten hinaus. Da ich in das Bosquet an der nördlichen Seite des Hauses kam, bemerkte ich, daß Anne Lene noch Licht in ihrem Zimmer habe. Ich lehnte mich an einen Baum und blickte hinauf. Es schien Alles still darinnen. Plötzlich aber entstand hinter den Fenstern eine starke Helligkeit, die eine Zeit lang in die fahlen Büsche des Gartens hinaus leuchtete und dann allmählig wieder verschwand. Mich überkam, während ich so im Dunkeln stand, eine unbestimmte Besorgniß, und ohne mich lange zu bedenken ging ich durch die Hinterthür in's Haus und die Treppe nach Anne Lene's Zimmer hinauf.

Die Thüre war nur angelehnt. Anne Lene saß an einem Tischchen mit den Füßen gegen den Ofen, in welchem ein helles Feuer brannte. Unter der Schnur eines Päckchens, das auf ihrem Schooße lag, zog sie einen Brief hervor; sie entfaltete ihn und schien aufmerksam darin zu lesen. Nach einer Weile bewegte sie die Hand ein wenig, so daß das Papier von der Flamme des neben ihr auf dem Tische stehenden Lichtes ergriffen wurde. Ihr Gesicht trug dabei einen solchen Ausdruck von Trostlosigkeit, daß ich unwillkürlich ausrief: „Anne Lene, was treibst Du da?“

Sie blieb ruhig sitzen, ohne sich nach mir umzuwenden, und ließ den Brief in ihrer Hand verbrennen.

„Sie sind kalt,“ sagte sie, „sie sollen heiß werden!“

Ich war mittlerweile in's Zimmer getreten und hatte mich neben ihren Stuhl gestellt. Plötzlich, wie von einem raschen Entschlusse getrieben, stand sie auf und legte beide Hände fest um meinen Hals; sie wollte zu mir sprechen; aber ihre Thränen brachen unaufhaltsam hervor, und so drückte sie

den Kopf gegen meine Brust und weinte eine lange Zeit, in welcher ich nichts thun konnte, als sie still in meinen Armen halten. „Nein, Marg,“ sagte sie endlich und mühte sich, ihrer Stimme einen festeren Klang zu geben, „ich verspreche es Dir, ich will nicht länger auf ihn warten.“

„Hast Du ihn denn so sehr geliebt, Anne Lene?“

Sie richtete sich auf und sah mich an, als müßte sie erst nachsinnen über diese Frage. Dann sagte sie langsam: „Ich weiß es nicht — das ist auch einerlei.“

Ich blieb noch eine Weile bei ihr, und allmählig wurde sie ruhiger. Sie versprach mir, Muth zu fassen, mir und unserer Mutter zu Liebe; sie wollte arbeiten, sie wollte in der kleinen Wirthschaft der alten Wieb die Anfänge des Land-Haus-haltes lernen, damit sie einmal als Wirthschafterin ihr Brod verdienen könne. Sie sah dabei fast mitleidig auf ihre kleinen Hände, deren Schönheit sie der Noth des Lebens opfern wollte. Nur zur Rückkehr nach der Stadt vermochte ich sie nicht zu bewegen. „Nein, nicht unter Menschen!“ sagte sie und sah mich bittend an, „laß mich hier, Marg, so lange es mir noch gestattet ist; aber komme oft einmal heraus zu uns!“

So verließ ich sie an diesem Abend; aber ich ging von nun an häufig den Weg über die Fennen nach dem Staatshof. — Anne Lene schien ihr Versprechen halten zu wollen; ich fand sie mehrere Male beim Sahnen in der Milchammer, oder am Butterfasse, wo sie abwechselnd mit der alten Wieb den Stempel führte; ja, sie ließ es sich nicht nehmen die Butter zum Kneten in die Mulde zu thun, ganz wie sie es von ihrer alten Wärterin gesehen hatte; sie schien es auch nicht zu merken, daß diese hinterher ganz im Geheim die letzte Hand an ihre Arbeit legte. Allein man fühlte leicht, daß die Theilnahme an diesen Dingen nur eine äußerliche war; eine Anstrengung, von der sie bald in der Einsamkeit ausruhen mußte.

Es war schon in der heißen Sommerzeit, als einige junge Leute aus unserer Stadt mit ihren Schwestern und Bekannten eine Landpartie nach dem Staatshofe hinaus zu machen wünschten. Man bat mich um meine Vermittelung bei Anne Lene; und mit einiger Mühe erhielt ich ihre Ein-

willigung. — So waren denn eines Sonntag-Nachmittags die verwilderten Gänge des Gartens wieder einmal von gepuhten Leuten belebt, und man sah zwischen den Büschen die weißen Kleider und die bunten Schärpen der Mädchen. Die alte Wieb mußte den großen Kaffeekessel hervorsuchen; dann wurden die mitgebrachten Körbe ausgepackt und Alles vor der Hausthür dem Garten gegenüber servirt. Als der Kaffee vorüber war, stiegen die besten Kletterer unter uns in den Gipfel der beiden alten Linden, die zu den Seiten des Hofthores standen, indem Jeder das Ende eines ungeheuern Tauens mit sich hinauf nahm. Bald war zwischen den höchsten Aesten eine Schaukel festgeknüpft und die Mädchen wurden eingeladen, sich hinein zu setzen. „Komm, Anne Lene,“ rief ein junger robust aussehender Mensch, indem er fast mitleidig auf ihre feine Gestalt herabsah, „setz Dich hinein; ich will Dir einmal eine ordentliche Motion machen!“

Anne Lene bedankte sich; aber ein munteres schwarzäugiges Mädchen ließ sich williger finden, und bald schwenkte Claus Peters die Schaukel, bis die kleine Juliane wie ein Vogel zwischen den Zweigen saß und endlich lebentlich um Gnade schrie. — Claus Peters war der Sohn eines reichen Brauers, und es hieß, sein Vater werde ihm den Staatshof kaufen, sobald er zum Aufstrich komme, und ihm eine glänzende Wirthschaft einrichten. Auch schien er in seinen Gedanken sich schon als den künftigen Besitzer zu betrachten; denn als wir später in Begleitung des Hofmanns zwischen den Baulichkeiten umhergingen, fand er überall etwas zu tadeln und sprach von den Verbesserungen, die hier vorgenommen werden müßten, während der alte Marten mit einem mißvergnügten Brummen nebenher ging.

Es war allmählich spät geworden. Als wir von unserer Umschau zurückkehrten, fanden wir die Mädchen vor der Hausthür versammelt und Anne Lene unter ihnen.

Zwei derselben hatten ihre Hände gefaßt, als könnte sie nur mit zärtlicher Gewalt hier zurückgehalten werden. — „Ja, wenn wir Musik hätten!“ sagte die Eine. — „Musik!“ rief Peters, indem er an den dicken Goldberlocks seine Uhr aus der Tasche zog, „ihr sollt bald Musik haben; in einer halben Stunde bin ich wieder da!“

Er war zu Pferde herausgekommen, und rief nun in's Haus nach dem Hofmann. „Bring mir den Brauen, Marten; aber brauch deine Beine!“ Der Alte knurrte etwas vor sich hin; aber er that doch wie ihm geheißen, und bald ritt Peters im Galopp zum Thor hinaus. Wir Andern gingen in's Haus und besichtigten oben den Tanzsaal. Es kam uns eine dumpfe Luft entgegen, als wir die verschlossene Thür des alten Prunkgemachs geöffnet hatten.

Die goldgeblümten Tapeten waren von der Feuchtigkeit gelöst und hingen theilweise zerrissen an den Wänden; überall stachen noch die Stellen hervor, wo vor Zeiten die Familien-Portraits gehangen hatten. Wir gingen wieder hinab und trugen einen Tisch und einige Gartenbänke in das leere Zimmer; dann öffneten wir die Fenster, durch welche es von den draußen stehenden Bäumen schon herein zu dunkeln begann, und die Mädchen umfaßten sich und tanzten miteinander. „Wartet!“ rief ich, „wir wollen einen Kronleuchter machen!“ denn oben an der Zimmerdecke gewahrte ich noch die Krampe, an der einst die Krystallkrone über der Festtafel des Hauses gehangen hatte. Bald waren zwei Holzleisten aufgefunden und kreuzweis übereinander genagelt.

Anne Yene ging mit den Mädchen in den Garten hinab; und aus dem Fenster sah ich, wie sie die Blumen von den Jasminbüschen und von den rothblühenden Himbeerträuchen brachen. „Pflückt nur,“ sagte Anne Yene, als eins der Mädchen fragend zu ihr umschaute, „es blüht hier doch für sich allein.“ Aber sie selber stand dabei; sie pflückte nichts. — Nach einer Weile kamen Alle wieder herauf und machten sich daran, meinen Kronleuchter eins um's andere mit weißen und rothen Blüten zu bewinden; dann, nachdem an jedem Ende eine Kerze befestigt und angezündet war, wurde das Kunstwerk aufgehangen. Die wenigen Lichter konnten den weiten Raum nicht erhellen; aber draußen war schon der Mond aufgegangen und schien durch die Fenster; und es war anmuthig, wie die Blumenleuchte mitten in dem öden Zimmer schwebte und wie der Duft erregt wurde, wenn die Mädchen unten durch tanzten. Plötzlich hörten wir ein Pferd auftraben und einen lauten Peitschenknall.

„Da kommt die Musik!“ hieß es; und Alle

drängten an die Fenster. — Draußen unter den Bäumen hielt Peters; eine kleine dürre Gestalt klebte hinter ihm auf dem Pferde, Geige und Bogen in der Hand.

Bei näherem Hinschauen erkannte ich wohl, daß es der alte Drees-Schneider war, ein vielgewandtes Männchen, das bald mit der Nadel, bald mit dem Fiedelbogen für seinen Unterhalt sorgte, und den die harte Zeit gelehrt hatte, sich manchen derben Spas gefallen zu lassen. — „Nun Drees, spiel Eins auf!“ rief Peters, „mach dein Compliment vor den Damen!“ Aber so wie der Alte die Hand vom Sattel ließ und seine Geige unter's Kinn stützte, rührte Peters das Pferd mit den Sporen, daß es ausschlug; und der Alte schwankte und griff hastig wieder nach dem Sattel. Anne Yene stand vor mir; ich sah in der schwachen Beleuchtung wie die Röthe ihr in die Schläfen hinaufstieg.

„Drees!“ rief sie, „komm herab Drees!“ — Der Alte machte Anstalt hinabzuklimmen; aber der Reiter lachte und gab seinem Pferd die Sporen. „Marten,“ sagte Anne Yene zu dem Hofmann, der mit seiner alten Frau vor der Thür stand, „halte das Pferd, Marten!“ — „Oho, Anne Yene!“ rief Peters; allein er machte doch keinen Versuch, seine Späße fortzusetzen und ließ es geschehen, daß Marten dem alten Drees herunter half.

Gleich darauf waren Alle oben im Saal, und nachdem Peters dem alten Musikanten seine Angst durch einige Gläser Wein vergütet hatte, setzte dieser sich auf ein kleines Faß und begann seine Stücke aufzustreichen. Die Paare traten an, und bald wurde unsere Blumenleuchte vom Wirbel der Tanzenden hin und her bewegt. Ich suchte Anne Yene; aber sie mußte unbemerkt hinausgegangen sein, und da für mich keine Tänzerin übrig geblieben war, so verließ ich ebenfalls den Saal, in der Meinung, sie unten bei den alten Hofleuten anzutreffen.

Als ich in das Gefindezimmer trat, sah ich indessen nur die alte Bieb, welche eifrig an ihrem Strickstrumpf arbeitete. Sie zog eine Nadel aus dem Brusttasch und störte damit in der Lampe, die den ziemlich großen Raum nur spärlich erhellte. Dann sah sie zu mir auf und sagte: „Ihr seid ja gewaltig lustig, Marz! Claus Peters spielt wohl schon den Herrn im Staatshof?“

„Er wird es bald genug sein,“ antwortete ich, „das ist nicht mehr zu ändern!“

Die Alte schwieg eine Weile, und ihre Gedanken schienen sich von dem alten Besizthum der Familie zu dem letzten Nachkommen derselben hin zu wenden. „Marz,“ sagte sie, indem sie den Strickstrumpf auf den Tisch legte, „warum bist Du auch so lange fort gewesen?“

„Was hätte ich denn ändern können, Wieb?“

„Und die zwei langen Jahre! — Wenn nur der Unglücksmensch nicht gekommen wäre!“ fuhr sie fort wie zu sich selber redend. „Sie war dazumal noch die reiche Erbtöchter; heißt das, sie war so in der Leute Mäuler; aber schon als die alte Frau in die Ewigkeit ging, ist nichts übrig gewesen als die schweren Hypotheken. Gott besser's! Nun soll gar der Hof verkauft werden. — Nicht meinetwegen, Marz, nicht meinetwegen; Marten und ich helfen uns schon durch, die übrigen paar Jahre.“

„Es ist wohl so am besten, Wieb,“ sagte ich, „vielleicht bleibt noch ein Restchen übrig für Anne Vene, so daß sie nicht ganz verarmt ist.“

Die alte Frau wischte sich mit der Schürze über die Augen. „Es ist grausam,“ sagte sie kopfschüttelnd, „so eine Familie!“

Von oben schallte das Scharren der Tanzenden; im anstößenden Stalle hörte ich, wie täglich um diese Zeit, den Hofmann den Karren und die übrigen Geräthe für die Nacht an ihren Platz bringen.

Als ich aufsaß, stand Anne Vene in der Thür. Sie war blaß, aber sie nickte freundlich nach uns hin und sagte: „Willst Du nicht tanzen, Marz? Ich bin oben gewesen; die kleine Juliane sucht Dich mit ihren braunen Augen schon in allen Ecken!“

„Du scherzest, Anne Vene; was geht mich Juliane an?“

„Nein, nein, Marz! Nimm Dich in Acht; Claus Peters tanzt schon den zweiten Tanz mit ihr.“

„Aber Anne Vene!“ — Ich trat zu ihr. „Willst Du nicht mit mir tanzen?“

„Weßhalb denn nicht?“

„Aber eine Menuet, Anne Vene!“

„Eine Menuet, Marz!“ — „Und,“ fügte sie lächelnd hinzu, „nicht wahr, Freund Simon darf dabei sein?“

Als wir gehen wollten, faßte die Alte Anne Vene's Hand und streich ihr mit der andern das feine Haar von den Schläfen: „Kind,“ sagte sie besorgt, „der Doctor hat's Dir ja verboten!“

Aber Anne Vene erwiderte: „O gute Wieb, es schadet nicht, ich weiß das besser als der Doctor!“ Und mein Verlangen mit ihr zu tanzen war so groß, daß ich mir diese Versicherung gefallen ließ.

Als wir oben in den Saal getreten waren, ging ich in die Ecke zu dem kleinen Drees und bestellte eine Menuet. Er blätterte in seinen Büchern umher, aber er hatte den alten Tanz nicht mehr darin; wir mußten uns mit einem Walzer begnügen. Claus Peters trat an den Tisch, schenkte ihm das Glas voll und stieß mit ihm an. „Aufgespielt, Drees!“ rief er, „aber krage nicht so, es kommen feine Leute an den Tanz.“

Der Alte setzte sein Glas an den Mund. „Nun Herr Peters,“ sagte er, indem er den jungen Menschen mit seinen kleinen scharfen Augen ansah, „auf daß es uns wohl gehe auf unsern alten Tagen!“

„Weßhalb sollte es uns nicht wohl gehen, Drees?“ erwiderte Peters, indem er der kleinen Juliane die Hand bot und sich mit ihr an die Spitze der Tanz-Colonne stellte.

Ich trat mit Anne Vene in die Reihe. Der Alte begann seine Geige zu streichen, und nickte uns freundlich zu, als wir im Tanz an ihm vorbeikamen. — Ich glaube noch jetzt, daß er damals vortrefflich spielte; denn er war nicht ungeschickt in seiner Kunst, und eingedenk mancher kleinen Freundlichkeit, die er von uns empfangen hatte, mochte er nun sein Bestes versuchen; der Saal mit seinen leeren Wänden wurde ganz von Klang erfüllt.

Wir hatten lange nicht zusammen getanzt, Anne Vene und ich. Aber es war nicht vergessen; ich fühlte bald, sie tanzte noch wie sonst. Es ging so leicht zwischen den übrigen Paaren hin; ihre Augen glänzten; sie lächelte und ihr Mund war geöffnet, so daß die weißen Zähne hinter den feinen rothen Lippen sichtbar wurden; ich glaubte es zu fühlen, wie die Lebenswärme durch ihre jungen Glieder strömte. Bald sah ich nichts mehr von Allem, was sich um uns her bewegte; ich war allein mit ihr; diese festen klingenden Geigenstriche hatten uns von der Welt geschieden; sie lag verschollen, unerreichbar weit dahinter.

Dann pausirten wir. An dem offenen Fenster, wo wir standen, floß das Mondenlicht mit dem dürftigen Kerzenschein zu einer unbestimmten Dämmerung zusammen. Anne Vene stand athmend

neben mir, sie schien mir ungewöhnlich blaß.
„Wollen wir aufhalten?“ fragte ich sie.

„Weshalb Marz? Es tanzt sich heut so schön!“

„Aber Du verträgst es nicht?“

„O doch! — Was liegt daran!“

Wir tanzten schon wieder, als sie die letzten Worte sprach. Wir tanzten noch lange. Als aber bei einer neuen Pause Anne Lene mit der Hand nach dem Herzen griff und zitternd mit dem Athem rang, da bat ich sie mit mir in den Garten hinab zu gehen. Sie nickte freundlich und wir gingen aus dem Saal nach ihrem Zimmer, um ein Umschlagetuch für sie zu holen. — Ich fühlte wohl damals schon, daß die Sorge um Anne Lene's Gesundheit mich nicht allein zu jener Bitte veranlaßt hatte; denn als wir die Treppe zu dem dunklen Flur hinabstiegen, war mir, als wenn ich mit einem glücklich geraubten Schatz in's Freie flüchtete.

Mir ist aus jenen Stunden noch jeder kleine Umstand gegenwärtig; ich glaube noch durch die Fenster Scheiben der altmodischen Hausthür das Mondenlicht zu sehen, das draußen wie Schnee auf den Steinfleßen vor dem Hause lag; im Heraustrreten hörten wir drinnen in der Gefindestube die alte Wieb den Schrank verschließen, in welchem sie das Brautlinnen ihres Lieblingskinds aufgespeichert hatte. — Es war eine laue Nacht; über unsern Köpfen surrten die Nachtschmetterlinge, die den erleuchteten Fenstern des oberen Stockwerks zuslogen; die Luft war ganz von jenem süßen Dufte durchwürgt, den in der warmen Sommerzeit die wolligen Blüthenkapseln der rothblühenden Himbeere auszustromen pflegen. Anne Lene knüpfte ihr Schnupftuch um den Kopf; dann gingen wir, wie wir es oft gethan, um die Ecke des Hauses und über die Berste nach dem Baumgarten zu. Wir sprachen nicht; ich wollte Anne Lene bitten, ihre Augen wieder nach der Welt zurück zu wenden und nicht mehr in den Schatten der Vergangenheit zu leben; aber das beunruhigende Bewußtsein einer eigennützigern Bitte, die ich für günstigere Zeiten im Grunde meines Herzens zurückbehielt, raubte mir den Athem und ließ kein Wort über meine Lippen kommen. Das Herz klopfte mir so laut, daß ich immer fürchtete, es werde auch ohne Worte meine innersten Gedanken kund machen. Wir gingen durch die kleine Pforte in den Baumgarten hinein, zwischen die schimmernden Stämme

der ungeheuren Silberpappeln, deren Laubkronen keinen Lichtstrahl durchließen. Die dürrn Zweige, welche überall den Boden bedeckten, knickten unter unsern Füßen; und über uns, von dem Geräusche aufgestört, flogen die Raben von ihren Nestern auf und rauschten mit den Flügeln in den Blättern. Anne Lene ging schweigend und in sich verschlossen neben mir; ihre Gedanken mochten dort sein, von wo ich sie so sehnlich zurückzurufen wünschte. — So waren wir bis zur Graft hinabgekommen, welche auch hier die Grenze des eigentlichen Hofes bildete.

Zwischen den Bäumen, welche jenseits des Wassers standen, sah man wie durch einen dunklen Rahmen in die weite monderhellte Landschaft hinaus, in welcher hie und da die einzelnen Gehöfte wie Nebelflecken aus der Ebene ragten. Es war so still, daß man nichts hörte, als das Säufeln des Schilfs, das in den Gräben stand. „Sieh Anne Lene,“ sagte ich, „die Erde schläft; wie schön sie ist!“

„Ja, Marz!“ erwiderte sie leise, „und Du bist noch so jung!“

„Bist Du denn das nicht mehr?“

Sie schüttelte langsam den Kopf. „Komm,“ sagte sie, es ist hier feucht.“ — Und wir gingen weiter, durch eine verfallene Umzäunung in den seitwärts vom Hause liegenden Gemüsegarten und unten an dem Wasser entlang nach den Bosquet-Partieen, die vor dem Hause lagen. Hier waren wir auf unserem alten Spielplatz; es waren noch dieselben Büsche, zwischen denen wir einst als Kinder in die Irre gegangen waren; nur hingen ihre Zweige noch tiefer in den Weg als damals. Wir gingen auf dem breiten Steige neben der Graft, die sich im Schatten der Bäume breit und schwarz an unsere Seite hinzog. Man hörte das leise Klupfen des Viehs, welches jenseits auf der Fenne im Mondschein grasete, und drüben von der Rohrplanzung her scholl das Zwitschern des Rohrsperrlings, des kleinen wachen Nachtgefellen. Bald aber horchte ich nur dem Geräusch der kleinen Füße, die in einiger Entfernung so leicht vor mir dahin schritten.

In diese heimlichen Laute der Nacht drang plötzlich von der Gegend des Deiches her der gelende Ruf eines Seevogels, der hoch durch die Luft dahin fuhr. Da mein Ohr einmal geweckt war, so vernahm ich nun auch aus der Ferne das Branden der Wellen, die sich draußen über der

geheimnißvollen Tiefe wälzten und von der kommenden Fluth dem Strande zugeworfen wurden. Ein Gefühl der Oede und Verlorenheit überfiel mich; mir graute, daß das Land unter meinen Füßen sich immerfort bis hin an jene wüste ungeheure Wassermasse erstrecke. Fast ohne es zu wissen stieß ich Anne Lene's Namen hervor und streckte beide Arme nach ihr aus.

„Marx, was ist Dir?“ rief sie und wandte sich nach mir um, „hier bin ich ja!“

„Nichts, Anne Lene,“ sagte ich, „aber gib mir Deine Hand; ich hatte das Meer vergessen, da hörte ich es plötzlich!“

Wir standen auf einem freien Plage vor dem alten Garten-Pavillon, dessen Thüren offen in den zerbrochenen Angeln hingen. Der Mond schien auf Anne Lene's kleine Hand, die ruhig in der meinen lag. Ich hatte nie das Mondenlicht auf einer Mädchenhand gesehen, und mich überschlich jener Schauer, der aus dem Verlangen nach Erdenlust und dem schmerzlichen Gefühl ihrer Vergänglichkeit so wunderbar gemischt ist. Unwillkürlich schloß ich die Hand des Mädchens heftig in die meine; doch mit der Scheu, die der Jugend eigen, sah ich in denselben Augenblick zu Boden. Als aber Anne Lene ihre Hand schweigend in der meinen ließ, wagte ich es endlich zu ihr empor zu sehen. Sie hatte ihr Gesicht zu mir gewandt und sah mich traurig an; mitleidig, ich weiß noch jetzt nicht, ob mit mir oder mit sich selbst. Dann entzog sie sich mir sanft und trat auf die Schwelle des Pavillons.

Ich sah durch die Lücken des Fußbodens das vom Mond beleuchtete Wasser glitzern und faßte Anne Lene's Kleid, um sie zurück zu halten. „Sorge nicht, Marx,“ sagte sie, indem sie hinein trat und ihre leichte Gestalt auf den losen Brettern wiegte, „Holz und Stein bricht nicht mit mir zusammen.“

— Sie ging an das gegenüber liegende Fenster und sah eine Weile in die helle Nacht hinaus, dann hob sie mit der Hand ein Stück der alten Tapete empor, das neben ihr an der Wand herab hing und betrachtete im Mondenlicht die halb erloschenen Bilder. „Es hat ausgedient,“ sagte sie, die schönen Schäferpaare wollen sich auch empfehlen. Es mag ihnen doch allmählig aufgefallen sein, daß die sauberen weiß toupirten Herren und Damen so Eines nach dem Andern ausgeblieben sind, mit denen sie einst zur Sommerzeit so mun-

tere Gesellschaft hielten. — Einmal,“ und sie ließ ihre Stimme sinken, als rede sie im Traume, „einmal bin ich auch noch mit dabei gewesen; aber ich war noch ein kleines Kind, Wieb hat es mir oft nachher erzählt. — Nun fällt Alles zusammen! Ich kann es nicht halten, Marx; sie haben mich ja ganz allein gelassen.“ Mir war, als dürste sie so nicht weiter reden. „Laß uns in's Haus gehen,“ sagte ich, „die Anderen werden bald zur Stadt zurück wollen.“

Sie hörte nicht auf mich; sie ließ die Arme an ihrem Kleide herab sinken und sagte langsam: „Er hat so Unrecht nicht gehabt; — wer holt sich die Tochter aus einem solchen Hause!“

Ich fühlte, wie mir die Thränen in die Augen schossen. „O Anne Lene,“ rief ich und trat auf die Stufen, die zu dem Pavillon hinführten, „ich — ich hole sie! Gib mir die Hand, ich weiß den Weg zur Welt zurück!“

Aber Anne Lene beugte den Leib vor und machte mit den Armen eine hastige abwehrende Bewegung nach mir hin. „Nein,“ rief sie, und es war eine Todesangst in ihrer Stimme, „du nicht, Marx; bleib! es trägt uns beide nicht.“

Noch auf einen Augenblick sah ich die zarten Umrisse ihres lieben Antlitzes von einem Strahl des milden Lichts beleuchtet; dann aber geschah etwas und ging so schnell vorüber, daß mein Gedächtniß es nicht zu bewahren vermocht hat. Ein Brett des Fußbodens schlug in die Höhe; ich sah den Schein des weißen Gewandes, dann hörte ich es unter mir im Wasser rauschen. Ich riß die Augen auf; der Mond schien durch den leeren Raum. Ich wollte Anne Lene sehen, aber ich sah sie nicht. Ich mühte mich vergebens einen Entschluß zu fassen oder auch nur mich von der Stelle zu bewegen. Mir war, als renne in meinem Kopfe etwas davon, das ich um jeden Preis wieder einholen müßte, wenn ich nicht wahnsinnig werden wollte. Und während meine Gedanken diesem Umding nachjagten, verrann die Zeit. — Wie lange ich so gestanden, weiß ich nicht. Ein durchdringender Schrei, der in mein Ohr gelte, brachte mich endlich wieder zur Besinnung. Ich war es selbst, der so geschrien hatte. Ich hörte vom Hause her die Tanzmusik, aber ich hatte noch keinen Willen. Da fühlte ich eine Hand sich schwer auf meine Schultern legen und eine Stimme rief: „Marx, Marx, was macht ihr da? Wo ist das Kind?“

Ich erkannte, daß es Wieb war. „Dort, dort!“ schrie ich und streckte die Hände nach dem Graben zu. Die Alte faßte mich unter den Arm und zog mich gewaltsam an den Rand der Graft hinunter. Endlich brachte ich es heraus; und wir liefen an dem Wasser entlang bis an die Laube in der Gartenecke, wo die großen alten Erlen ihre Zweige in die Fluth hinab hängen lassen. Wir haben sie endlich denn auch gefunden; die Augen waren zu und die kleine Hand war fest geschlossen.

Ich gab der alten Wieb einige Anordnungen zu dem, was jetzt geschehen mußte, dann zog ich den Braunen aus dem Stall und jagte nach der Stadt, um einen Arzt zu holen; denn ich traute meiner jungen Kunst in diesem Falle nicht. Wir waren bald zurück; aber die Schatten der Vergänglichkeit, die schon so früh in dieses junge Leben gefallen waren, ließen sie nun nicht mehr los.

Als wir einige Stunden später zur Stadt zurückkehrten, war die Marsch so feierlich und schweigend, und die Rufe der Vögel, die des Nachts am Meere fliegen, klangen aus so unermeßlicher Ferne, daß mein unerfahrenes Herz verzweifelte, jemals die Spur derjenigen wieder zu finden, die sich nun auch in diesen ungeheuren Raum verloren hatte.

Der jetzige Besitzer des Staatshofes ist Claus Peters. Er hat die alte Hauberg niederreißen lassen und ein modernes Wohnhaus an die Stelle gesetzt. Die Wirthschaftsgebäude liegen getrennt daneben. — Er hat Recht gehabt, es geht ihm wohl; er liefert die größten Mastochsen zum Transport nach England, in seinem Zimmer stehen die kostbarsten Möbel, und er und seine Juliane glänzen von Gesundheit und Wohlbehagen. Ich aber bin niemals wieder dort gewesen.

Chaselen.

Von Bernhard von Eszel.

Kaperei.

Die Kaperei ist oben auf, und hat sich kreuz und quer gewandt,
Die düst'ren Wimpel zügelnd rings in jeglichen Verkehr gewandt!
Sie suchen hier, sie suchen dort, und mit der Bruderliebe Gruß
Hat auf die schwachen Seelen rings den Blick ihr schlaues Heer gewandt,
Indeß, von ihnen unerreicht, der freie Segler ohne Furcht
Nach fernere Küste vorwärts strebt, hinaus auf's hohe Meer gewandt.
Ihr fangt ihn nicht, Ihr lockt ihn nicht, vergebens grollt und dräu't Ihr ihm
Und habt, da er sich nicht ergiebt, auf ihn im Born den Speer gewandt;
Vergebens in der Worte Schall versteckt sich Euer finst'rer Sinn,
Und hüllt sich in ein leichtes heut' und morgen in ein schwer Gewand;
Vergebens nach des Wetters Stand vertauscht Ihr's eilig Tag für Tag,

Chamäleonisch wandelbar, — denn darin seid Ihr sehr gewandt, —
Doch endlich wißt, die Welt ist groß, und Großes, Ihr gewinnt es nicht,
Weil Ihr für Euch ein freies Herz hienieden nimmermehr gewannt!

Kuchenbäcker.

Den Kuchen, den die Leute wollen, backen sie,
Von feinsten Sorte, einen wundervollen backen sie;
Zwar kein Gebäck von derber Kraft, das nährt zugleich,
Und dem nur zarte Zungen grollen, backen sie,
Nein, einen Teig, der leicht die flache Schüssel füllt,
Von leerer Luft emporgequollen, backen sie;
Die weichen Bissen zuckerreich, doch arm an Salz,
Die manchen Gaumen kugeln sollen, backen sie;
Was von der Zunge kaum berührt, in Schaum zerfließt
Und das Entzücken ist der Tollen, backen sie;
Zur Lust der Armen, die für leichten, losen Reiz
Tribut in schwerem Golde zollen, backen sie; —
Denn — seine Kuchenbäcker will das Publikum,
Es liebt, ernährt und lobt mit vollen Backen, sie.



Drei Jugendblätter

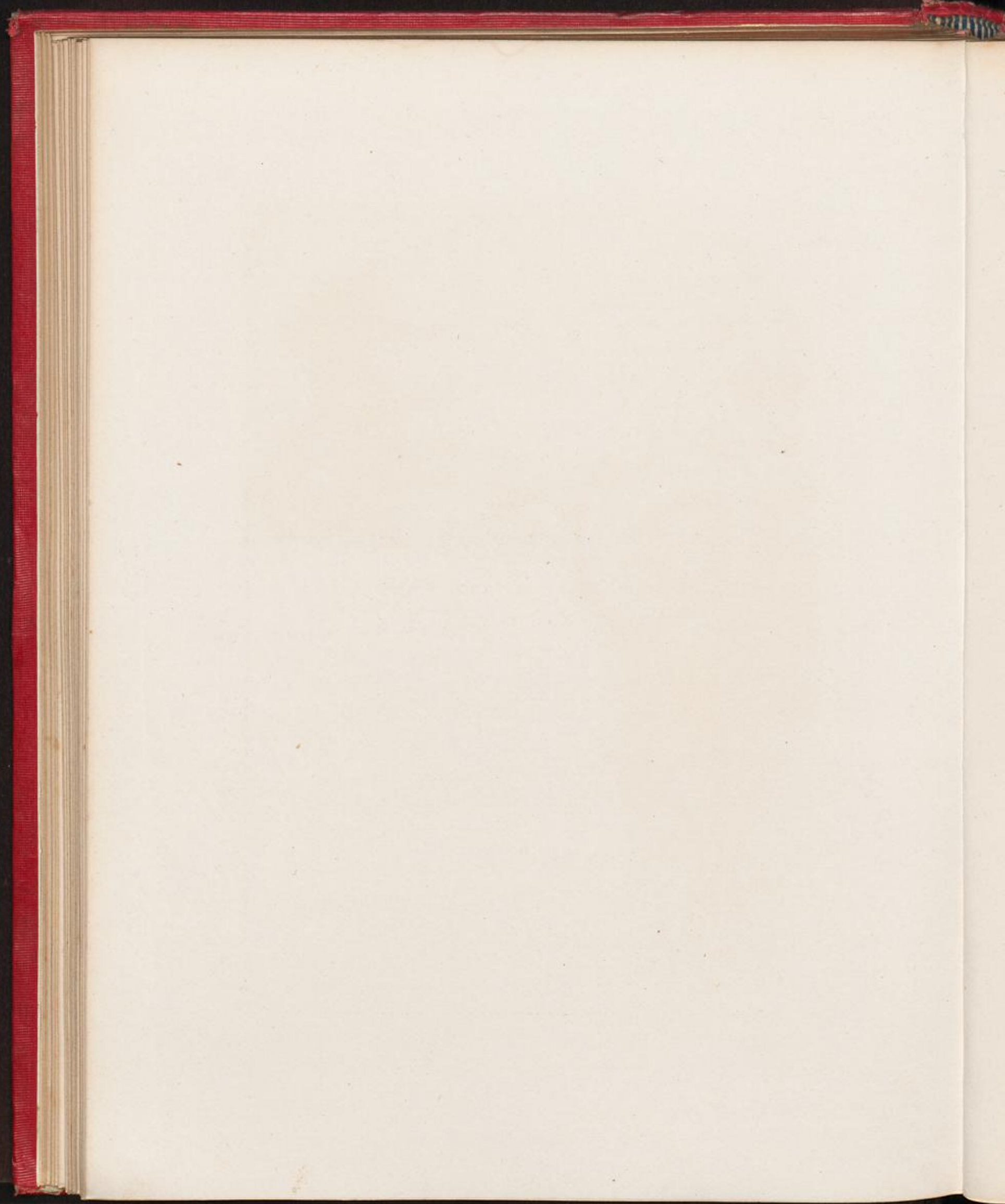
aus John Franklins Lebensbuch.

Von Chr. Friedr. Scherenberg.

„Drei Jungens sind mir Rechts- und Kriegsleut schon.“

Dacht Freisass Franklin, „gut, so werde
Mann Gottes mir mein Jüngster, der John,
Solch Hirt sitzt warm in seiner Herde,
Scheert in des Herren Namen brav
Sein Schäflein, selbst verloren Schaaf.“

Er hob, der guten Dinge voll,
Die Sitzung auf im Vorgenstuhle,
Sprach: John, spring über die Berge, troll
Dich, Junge, in die hohe Schule,
Wies allen Fleisses Dich hinein
In Gottes Wort und sein Tathen.“



Klein John sprang auf den Bergen umher,
Sah droben noch vor Thau und Tagen
Zum ersten Mal das heil'ge Meer,
Die blaue Bibel aufgeschlagen.
Mit stieg die Sonne, schrieb ihm d'rauf
Mit Goldschrift seinen Lebenslauf.

Er hört' die brausenden Psalme zieh'n
Aus all den wogenrauschenden Blättern,
Mit ihren ewigen Melodien,
Geweht von tausenden Morgenwettern;
Hörte aus ihren Tiefen die See
Preisen den Schöpfer in der Höh'.

Von heil'gen Schauern schier erdrückt
Brach er in seine Kniee nieder;
Sang, bis zum Himmel hoch verzückt,
Mit Thränen seine Jubellieder;
Sprang, vor dem blauen Bibelblatt
All' der latein'schen Bibeln satt.

An's Vaterherze wieder her:
„Vater!“ schwoll über er vor Freude,
„Ich hab' gesehn das blaue Meer
Hoch droben da von brauner Haide,
Getrunken sein Salz am schäumenden Strand!
Werd' Seemann oder verdurft' auf Land!“

„So werde Seemann, Du durstig Blut!
Gott ist mit uns auf allen Wegen,
Auf festem Land, auf schwanker Fluth!“
Gab ihm der Vater seinen Segen;
Und Seemann ward der kleine John
Und Großbritannien sein Patron.

Durchschwommen war er jedes Meer
Nach allen Läng- und Breitemaassen,
Gewachsen groß an Leib und Ehr'
Auf den ihm gottverheißnen Straßen;
Kam heim als Flotten-Capitain,
Die Sterne auch auf Land zu sehn.

Bog hin, wo einst klein John gespielt,
Ward Knab' mit alten Spielgefallen,
Die keine Winde ihm weggekühlt,
Ihm weggewaschen keine Wellen,
Bis er vor's Haus Sir Porter's kam,
Des Alt-Baumeisters lobesam.

Ansprach so gastlich ihn das Haus
Aus warmem Gold der Abendröthe,
Als ob's aus allen Fenstern heraus
Ihm einen guten Abend böte.
„Dem warmen Gruß“ — nickt' er ihm zu —
„Danke ich mit einem Stündchen Ruh'.“

Legt' unter's goldn'e Fenster weich
In süßen Duft sich blühender Linde.
Es wiegte sich das Laubgezwieg,
Durchspielt vom lauen Abendwinde,
In seiner Blätterfülle hin und her,
Wie Meeresswogen voll und schwer.

Es hob sich rauschend, senkt' und schmiegt'
Sich küssend in einander wieder;
Leis' zwitscherte, mit eingewiegt,
Der Vogel seine Schlummerlieder.
Der Segler schaute seegemuth
Hoch in die grüne singende Fluth.

Durch brach da ein Stück Himmelsblau,
Und licht sah durch die dunklen Wogen
In Seglers Aug' aus Fensterchau
Ein Köpfcgen sonnengold umflogen:
Das Köpfcgen mit dem Engelschein,
Lenore war's, Baumeisters Tochterlein.

Nacht' einst ein Meerblick offenbar
Ihm seine stürmischen Lebenswege,
Bot jetzt ein Himmelsblick ihm dar
All' seine Lebensruh' und Pflege.
Und hoch schwang sich am blühenden Mast
Durch seine duft'ge Fluth der Gast.

„Ich schau' mein Land! — Und das bist Du,
Lenore, o Du sonnenhelle!
Schlag' ein, mein Land zu meiner Ruh'!“ —
Bot er die Hand aus seiner Welle —
„Daß ich auf See nicht seemüd' treib',
Landloser Segler ruh'los bleib'!“

Einschlug Lenore engelsmild,
Daß er nicht länger ruh'los bliebe,
In seine Hand ihm herzugewillt
Mit aller Macht der ersten Liebe.
Gab ihm sein Land zu seinem Meer
Und ihre Himmel drüber her.

Zween Herbst' waren verstürmet schon,
 Schon zweimal Winterschnee gefallen,
 Noch blühten, sangen Lenoren und John
 Die Mairen und die Nachtigallen,
 Da trat in ihren Sonnenhag
 Ein Botenpaar an einem Tag.

An ihn und sie gesandt es war:
 Sein Bote laut wie Sturm und Seen,
 Der ihre still und unsichtbar,
 Wie die Gesandten Gottes gehen.
 „Du gehst“ — sprach jener, — „zum Eismeerstrand,“
 „Und du,“ — winkt' der — „in's Jenseitsland!“ —

Und die Befohl'nen nickten Beid'
 Und machten sich zur Reise fertig;
 Er legte an sein Seglerkleid,
 Sie streckt' sich müd', der Ruh' gewärtig.
 John sprach: „Mein Land, Lenor', ade!
 Bald bin ich wieder heim aus See.“

„Sind Well' und Wind auch schneidig Schwert,
 Die Himmel sternblind, nachtumsponnen;
 Drin bleib's mir warm und licht verklärt,
 Weiß ich doch heim mein Land voll Sonnen!“ —
 Sah nochmal an sein Sonnenland, —
 Und fuhr zurück, bleich wie die Wand.

Umweht schon von des Grabes Hauch,
 Sind diese Lippen, diese Wangen;
 Ihr Aug' ist starr, — das seine auch
 Von feuchtem Schleier schwer verhangen.
 Hin sank er, ein gebroch'ner Mann:
 „Lenore! was ist Dir gethan?“

„Und ist denn Alles nun vorbei?
 All' Grünen und Blüh'n und Nachtigallen?
 Dahin mein wunderschöner Mai?“ —

„Dahin!“ seufzt sie, „verweht, verfallen!
 Zu himmlisch war's, daß ihn's gewährt,
 Zu bleiben länger auf der Erd'.

„Nun blüh' Erinnerung Dir, die Blum',
 Auf allen Gräbern schöner Tage!“ —
 Aufbot sie all' ihr Lebenssthum,
 Daß sie ihr Lebewohl ihm sage
 Mit allen Sonnen noch einmal,
 Wie die Sonne mit dem letzten Strahl.

„Nimm hin die Flagge von Deinem Land,
 Laß über's Meer hoch mit sie gehen,
 Die letzte Arbeit meiner Hand.
 Sie wird Dir Deine Ruhe wehen!
 Was Liebes für Dich mein Herz begehrt,
 Das hab ich in dies Tuch gelegt!“

„Nun geh', mein John, Du brauchst die Zeit,
 Dich brauchen Viel' als den Piloten;
 Ich brauch' nur mich, hab' Ewigkeit!
 Verschäm' Dein Leben nicht bei Todten;
 Lieg' hier nicht gramverfunken tief,
 Erheb' Dich Mann, Dein England rief!“

„Dein Schiffsvolk schreit, es brüllt die See;
 Der Engel winkt zu meinen Füßen! —
 Ach, Tod und Leben stehen: Geh!
 Ich kann vor Dir mein Aug' nicht schließen! —
 Um meinen Frieden mußt Du gehn —
 Ade mein John, auf Wiedersehn!“ —

„Ade!“ — stürmt er um ihre Ruh'
 In seine wilden Oceane;
 Sein Schiffsvolk jauchzt der Flagge zu,
 Und John fuhr mit Lenorens Fahne,
 Bis er nach treuer Segler Art
 Auch einst begann Lenorens Fahrt. —

Im Garten.

Von Theodor Storm.

Dahem noch war es; spät am Nachmittag.
 Im Steinhof unter'm Laub des Eschenbaums
 Sang schon der Bank der Sperlinge zur Ruh';
 Ich, an der Hofthür, stand und lauschte noch,

Wie Laut um Laut sich mühte und entschlief.
 Der Tag war aus; schon vom Leukojeenbeet
 Im Garten drüben kam der Abendduft;
 Die Schatten fielen, bläulich im Gebüsch

Wie Rebel schwamm es. Träumend blieb ich stehn,
Gedankenlos, und sah den Steig hinab;
Und wieder sah ich — und ich irrte nicht —
Tief unten, wo im Grund der Birnbaum steht,
Langsam ein Kind im hohen Grase gehen,
Ein Knabe schien's, im grauen Kittelchen.
Ich kannt' es wohl; denn schon zum östern Mal
Sah dort im Dämmer ich so holdes Bild;
Die Abendstille schien es herzubringen,
Doch näher tretend fand man es nicht mehr.
Nun ging es wieder, stand und ging umher,
Als freu' es sich der Garten-Einsamkeit. —
Ich aber, diesmal zu beschleichen es,
Ging leise durch den Hof und seitwärts dann
Im Schatten des Hollunderzauns entlang,
Sorgsam die Schritte messend; einmal nur
Nach einer Erdbegranke bückt ich mich,
Die durch den Weg hinangelaufen war.
Schon schlüpf' ich bei der Geißblattlaube durch;
Ein Schritt noch um's Gebüsch! so war ich dort,
Und mit den Händen muß' ich's greifen können.
— Umsonst! Als ich den letzten Schritt gethan,
Da war es wieder wie hinweggetäuscht.
Still stand das Gras; und durch den grünen Raum
Flog surrend nur ein Abendschmetterling;
Auch an den Linden, an den Kleeblüthen,
Die ringsum standen, regte sich kein Blatt.
Nachsinnend schritt ich auf dem Rasen hin
Und suchte thöricht nach der Füßchen Spur
Und nach den Halmen, die ihr Tritt geknickt;
Dann endlich trat ich aus der Gartenthür,
Um draußen auf dem Deich den schwülen Tag
Mit einem Gang im Abendwind zu schließen.
Doch als ich schon die Pforte zugedrückt,
Den Schlüssel abzog, fiel ein Sonnenriß,
Der in der Planke war, in's Auge mir;
Und fast unachtsam lugte ich hindurch.
Dort lag der Rasen, tief im Schatten schon;
Und sieh! Da war es wieder; unweit ging's,
Grasrispen hatt' es in die Hand gepflückt;
Ich sah es deutlich! In sein blaß Gesichtchen
Fiel schlicht das Haar; die Augen sah man nicht;
Sie blickten erdwärts; gern, so schien's, betrachtend,
Was dort geschah; doch lächelte der Mund.
Und nun an einem Eichlein kniet' es hin,
Das spannenhoch kaum aus dem Grase sah,
— Vom Walde hatt' ich jüngst es heingebracht —
Und legte sacht ein welkes Blatt beiseit,

Und strich lieblosend mit der Hand daran.
Darauf — kaum nur vermocht' ich's zu erkennen;
Denn Abend ward es — doch ich sah's genau;
Ein Käfer klettert den zarten Stamm hinauf,
Bis endlich er das höchste Blatt erreicht;
Er hatte wohl den heißen Tag verschlafen
Und rüstete sich nun zum Abendflug.
Rückwärts die Händchen in einander legend,
Behutsam sah das Kind auf ihn herab
Schon puzte er die Fühler, spannte schon
Die Flügeldecken aus; ein Weilchen — und
Nun flog er fort. Da nickt es still ihm nach.
Ich aber dachte: „Nähre nicht daran!“
Hob leis die Stirn, und ging den Weg hinab,
Den Garten lassend in so holder Huth.
Nicht merkt' ich, daß einsam die Wege wurden,
Daß feucht vom Meere strich die Abendluft;
Erfüllet ganz von süßem Heimgefühl
Ging weit ich in die Dunkelheit hinaus.

Da fiel ein Stern, und plötzlich mahnt es mich
Des Augenblicks, da ich das Haus verließ,
Die Hand entreichend einer kleineren,
Die drin im Thur mich fest zu halten strebte;
Und raschen Schritt's ging ich den Weg zurück.
Und als ich spät, da schon der Wächter rief,
Heimkehrend wieder durch den Garten schritt,
Ging stumm die Finsterniß in Halm und Zweigen,
Die Kronen kaum der Bäume rauschten leis.
Vom Hause her nur, wo im Winkel dort,
Der Rußbaum vor dem Kammerfenster steht,
Verstohlen durch die Zweige schien ein Licht;
Ein Weilchen noch, und sieh! ein Schatten fiel,
Ein Fenster klang, und in die Nacht hinaus
Rief eine helle Stimme: „Bist du's?“ — „Ja,
ich bin's!“

Die Zeit vergeht; längst bin ich in der Fremde,
Und Fremde haufen, wo mein Erbe steht.
Doch bin ich einmal wieder dort gewesen,
Mir nicht zur Freude, und den Andern nicht;
Einmal auch in der Abenddämmerung
Gerieth ich in den alten Gartenweg.
Da stand die Planke; wie vor Jahren schon,
Ging noch der Linden schön Gezweig herab;
Von drüben kam Resedaduft geweht
Und Dämmerungsfalter flogen durch die Luft.
Ging's noch so hold dort in der Abendstunde? —
Fest und verschlossen stand die Gartenthür;
Dahinter stumm lag die vergang'ne Zeit.

Ausstreck' ich meine Arme; denn mir ward,
Als sei im Kafes dort mein Herz versenkt. —
Da fiel mein Aug' auf jenen Sonnenriß,
Der noch, wie eh'mals, ließ die Durchsicht frei.
Schon hatt' ich zögernd einen Schritt gethan;
Noch einmal blicken wollt' ich in den Raum,

Darin ich einst so festen Fußes ging,
Nicht weiter kam ich. Siedend stieg mein Blut,
Mein Aug' ward dunkel. Grimm und Heimweh
stritten
Sich um mein Herz; und endlich leidbezwungen
Ging ich vorüber. Ich vermocht' es nicht.

Zweiflers Nachtgedanken.

Von Hermann Lingg.

Für Traum in Traum soll ich dies Dasein halten,
Für eines Schemen bleichen Widerschein,
Und wie mit Herbstlaub wilde Stürme schalten,
So soll's verweht vom Hauch der Zukunft sein? —
Warum sind wir verbannt in Endlichkeit,
Und in ein Leben, so von Nacht umhüllt,
Das uns entreißen dürfen Tod und Zeit
Selbst das, was unser bessres Sein erfüllt?

Gott oder Weltgeist, allerschaffend Wesen,
Und aller Wesen erst und letzter Grund,
Wird unsres Daseins Klag'schrift erst gelesen,
Wird uns erst Antwort, wenn verstummt der Mund?
Warum, wenn unser Geist aus deinem Geist,
Warum ein unabänderliches Muß,
Das fühllos unser Erdenglück zerreißt,
Und nur Entfagung führt uns zum Entschluß?!

Versuch' ich's, diese Räthsel auszuklären,
Da weh'n um meine Seel' in flücht'ger Spur,
In scheuem Flug, wie mit Libellenflügeln,
Die Urgedanken, Dämmerungsfalter nur;
Und jezt, da Alles rings um mich verstummt,
Tönt an mein Herz ein Schander der Natur
Im Käfer, der noch melancholisch summt,
Im Bluthgemurmel und im Gang der Uhr.

Die Wasser brausen fort in's Bodenlose,
Die Sterne fort zum fernsten Aetherreich;
Doch Sturz und Sturm ist Ruh' in Deinem Schooße,
Dein Antlitz sieht in Tag und Nacht zugleich;
Aus tiefsten Tiefen des Gebirges schiebt,
Zahretausend' alt, sich Urgestein empor,
Und strebt zum freien Aether und verfliebt
Verwitternd in Atome wie zuvor.

Es graben, irrend zwischen Krieg und Frieden,
Die Völker ihres Ruhmes Testament
In Todesangst auf stolze Pyramiden,
Daß eine Nachwelt ihre Namen kennt;
Die Früchte reifen ab und werden Staub,
Helden schreiten durch der Zeiten Furth,
Doch Blüthe, Wachssthum, Frucht und fallend Laub
Ist Eines Dir, Geschichte, Grab, Geburt.

Und wir, die all des herrlichen Phantomes
Erhab'nen Anblick hochentzückt erschau'n,
Wir müssen, wie in Wogen eines Stromes,
All unser Glück, der Eule Gebe bau'n.
Nur so entsieht des Lebens Wichtigkeit,
Nur so erblickt des Staubes Unterschied;
O, wer durchwandeln jeden Geist der Zeit
Und leben könnte wie ein ewig Lied! —

Doch Du nur quillst lebendig jeder Quelle,
Du leitest jede Völkerwanderung
Aus Nacht und Kampf zu Freiheit, Sieg und Helle,
Lebst jede Hymne der Begeisterung,
Und ob verwest die lebende Gestalt,
Sie wird von Dir zum Lebensfluß verjüngt,
Und jedes Einzelkagelied verhallt
Im Halleluja, das Dein All Dir bringt!

So will auch ich das Jubellied erwiedern,
Und ausgeföhnter mit dem Weltgeschick
Auf Dich vertrau'n, Du werdest nicht erniedern
Zum Abgrund nicht den freien Menschenblick;
O laß die Seele Deinem Sonnenschein
Wie eine Knospe still entgegenblüh'n,
Vereinigt einst mit aller Wesen Sein,
Noch dort, wo Deine letzten Sterne glüh'n!



Alt-Schottische Balladen

Uebersetzt von Th. Fontana

1. Bertram's Todtensang.

Sie schossen ihn todt um Mitternacht

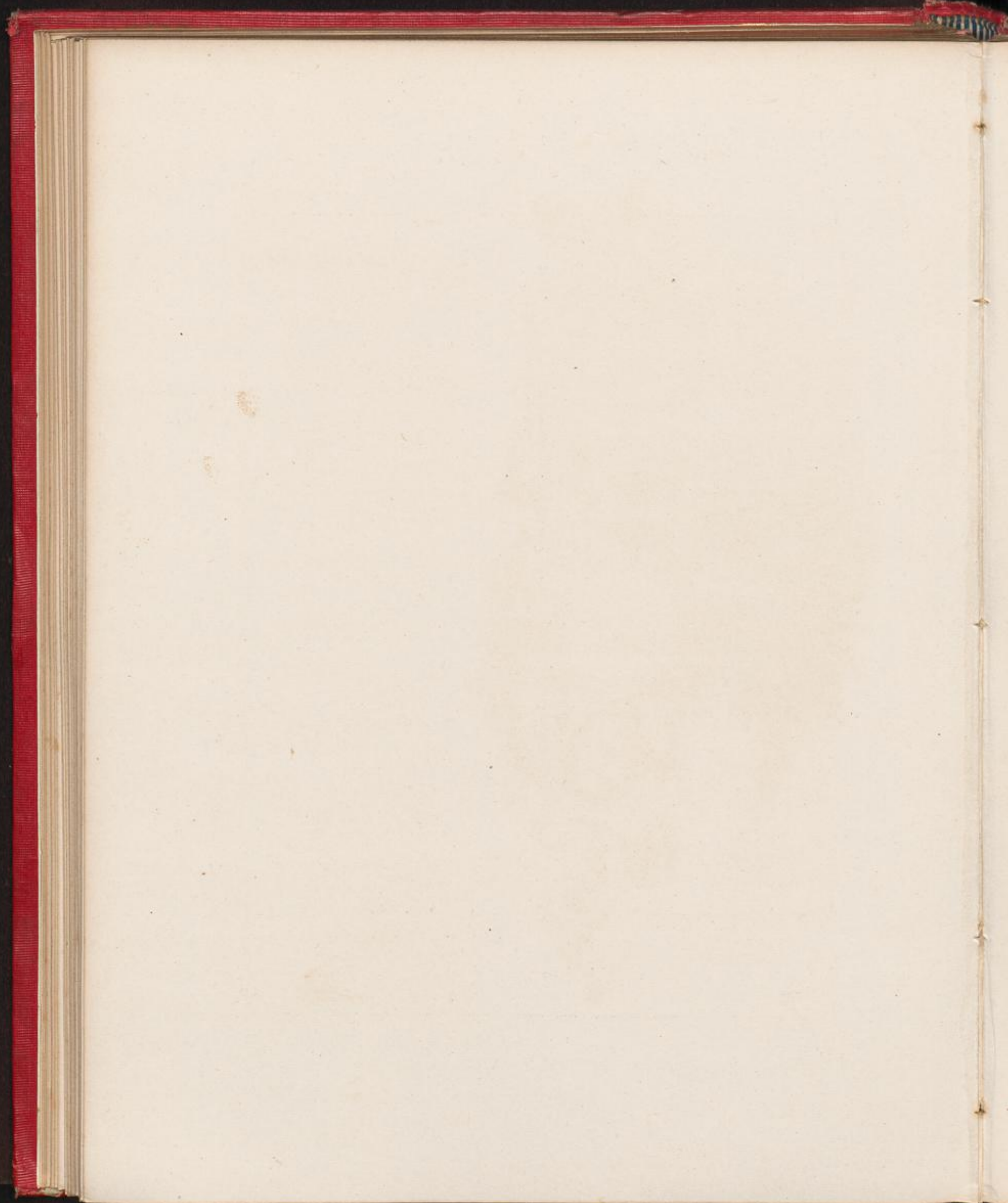
Wo das Steinkreuz ragt empor,
Und sie liessen ihn liegen in seinem Blut
Auf dem einsamen Heidemoor.

Sie ritten zu ihres Vaters Haus
Und sprachen: „es ist geschehn!
Unsre Schwester, die zu oft ihn sah,
Soll ihn nicht wiederschn.“

Am andern Morgen aber zurück
Ritten sie zu der Stell
Und sie machten von Zweigen die Todtenbahr
Und trugen ihn in die Kapell.

Ihre Schwester harrete des Juges schon,
Sie zerriss ihr langes Kleid,
Ihre gelben Locken löste sie auf
Und kniete an Bertram's Seit.

Sie holte geweihtes Wasser herbei
Und wusch ihm die Munden rein,
Einen Kranz um die Brust, einen Kranz in's Haar.
„Nun, sprach sie, mag es sein!“



Sie hüllten ihn ein in schneeweiß Lein
Und trugen ihn dann zur Ruh,
Die Mönche fangen die Todtenweß
Und Litaneien dazu.

Sie trugen ihn fort an den alten Ort,
Die Nacht war still und bang;
Es fiel der Thau, der Nebel zog
Das Haidemoor entlang.

Sie gruben sein Grab zwei Fuß tief nur,
Wo das Kreuz gen Osten schaut,
Und sie deckten ihn zu mit Sinstergestrüpp
Und mit Moos und mit Harrenkraut.

Der Mönche einer stand am Grab
Und betete bis es getagt;
Und in der Kapelle fingen sie
So lange das Steinkreuz ragt.

2. Das Douglas-Erancispiel.

„Zu Ros, Mylord! Leg' Waffen an
Und räch' unsres Hauses Schmach;
Lord William entführt unsre Tochter, —
Auf, auf, und den Flüchtigen nach.“

Und zu Ros! meine sieben Söhne
Und hinaus und hinein in die Nacht,
Und eurer jüngsten Schwester
Habet besser Acht.“

Lady Douglas rief's. Sie fuhren all' auf,
Legten Helm und Waffen an;
Lord William und Lady Margret
Die waren noch kaum von dann.

Er hob sie auf ein milchweiß Ros,
Ein Jagdhorn zu Seiten ihm hing,
Seinen Apfelschimmel bestieg er selbst
Und über die Haid' es ging.

Ost, über die linke Schulter hinweg,
Im Reiten er rückwärts sah,
Den Alten und seine Söhne
Aufsprengen sah er da.

„Steig' ab, steig' ab, liebe Lady mein
Und nimm mein Ros an die Hand,
Deinem Vater und Deinen Brüdern
Muß ich nun halten Stand.“

Sie nahm sein Ros; hernieder rann
Keine Thräne auf den Hag,
Bis neben ihren Brüdern
Ihr Vater im Blute lag.

„Halt ein, halt ein, Lord William,
Deine Streiche treffen zu schwer,
Ich fände wohl manchen Liebsten noch,
Einen Vater nimmermehr.“

Sie nahm aus dem Nieder ein weißes Tuch
Von niederländischem Lein,
Sie wusch ihres Vaters Wunden damit,
Die waren röther als Wein.

„Nun wähle, lieb' Lady, und wähle schnell:
Willst Du gehn oder bleiben, sprich!“
„Ich will mit Dir gehn, ich muß mit Dir gehn,
Ich habe ja nur noch Dich.“

Er hob sie auf ihr milchweiß Ros,
Auf der Haide lag Vollmondschein;
Seinen Apfelschimmel bestieg er selbst
Und so ritten sie querfeldein.

Sie ritten feldein bei Mondenschein,
Im Schritt halb, halb im Trab;
Und als sie kamen an einen Quell,
Da stiegen sie langsam ab.

Sie wollten trinken; vorüber rann
Wie Silber die klare Fluth,
Und als sich Lord William bückte,
Da wurde sie roth von Blut.

„Halt an, halt an, Lord William,
Du bist wund bis auf den Tod!“
„Es ist mein Scharlachmantel,
Der scheinet im Wasser so roth.“

Sie ritten feldein bei Mondenschein,
Im Schritt halb, halb im Trab,
Und als sie kamen an sein Schloß,
Da stiegen sie langsam ab.

„Steh' auf, steh' auf, liebe Mutter mein,
Steh' auf und öffne das Thor,
Ich habe mein Lieb gewonnen
Und wir halten beide davor.

Und mache mein Bett, liebe Mutter,
Und ein zweites dicht daran;
Lady Margret muß dicht bei mir sein,
Auf daß ich schlafen kann.“

Lord William starb vor Mitternacht,
Lady Margret vor Tagesfrüh;

Man trug sie nach Sanct Marien hin,
Da standen drei Tage sie.

Er wurde begraben im Kirchenschiff
Und sie in der Halle vorn,
Eine Rose wuchs aus ihrem Grab,
Aus seinem ein Hagedorn.

Sie wuchsen hoch und am Kirhdach entlang,
Als wären sie gern sich nah,
Und Jeder sagte: „Zwei Liebende sind's!“
Wer sie so wachsen sah.

Bis endlich der schwarze Douglas kam,
Im Herzen Wuth und Weh,
Der riß die beiden Sträucher heraus
Und schleuderte sie in den See.

3. Jung-Walter.

Um Weihnacht war's, der Wind blies kalt
Und die Tafelrunde begann,
Da kam an den Hof des Königs
Manch schottischer Rittersmann.

Der König und die Königin
Schauten nieder von ihrem Schloß:
Da sahen sie kommen Jung-Walter,
Jung-Walter hoch zu Ross.

Seine Läufer liefen vor ihm her,
Seine Reiter folgten ihm dicht,
Und ein Mantel wie von Golde
Bligte im Sonnenlicht.

Und von Golde waren die Decken
Und die Hufe von Silber hell,
Und das Ross, auf dem Jung-Walter ritt,
War wie der Wind so schnell.

Da sprach ein tüdischer Höfling,
Der neben der Königin stand:
„Wer ist der schönste Ritter
In Hoch- und Niederland?“

„Ich habe gesehen viel Lords und Lairds,
Manch schönen Mitters Gesicht,

Einen schöneren als Jung-Walter
Sah' ich mein Lebtag nicht.“

Das hörte der neidische König,
Seine Wangen verfärbte sich:
„Und wär' er zweimal schöner
Erst nennen mußtest Du mich.“

„Du bist kein Lord und Du bist kein Laird,
Du bist König über sie all,
Da ist kein Ritter in Schottland,
Der nicht wäre Dein Vasall.“

Die Königin sprach es bang und blaß,
Der König ward blutroth; —
Jung-Walter, daß so schön Du bist,
Das bringt Dir nun den Tod.

Sie haben ihn flugs ergriffen,
Ihn sicher eingeehrt,
Sie haben Jung-Walter ergriffen
Und ihn in Ketten gelegt.

„Oft bin ich geritten durch Stirling
Bei Wetter und Regenguß,
Nie bin ich geritten durch Stirling
Mit Ketten an Hand und Fuß.

„Oft bin ich geritten durch Stirling
Bei Regen und Windeswehn,
Nie bin ich geritten durch Stirling
Um's nimmer wieder zu sehn.“

Am Fuß des Hügels noch einmal
Sah er Wappen und Helm und Schwert,

Am Fuß des Hügels noch einmal
Sah er Sattel und Baum und Pferd.

Am Fuß des Hügels noch einmal
Sah er keine Lady schön; —
Um das Wörtlein, das die Königin sprach,
Mußt sie ihn sterben sehn.

4. Barbara Allen.

Es war im Herbst, im bunten Herbst,
Wenn die rothgelben Blätter fallen,
Da wurde John Graham vor Liebe krank,
Vor Liebe zu Barbara Allen.

Seine Läufer liefen hinab in die Stadt
Und suchten bis sie gefunden:
„Ach unser Herr ist krank nach Dir,
Komm Lady und mach' ihn gefunden.“

Die Lady schritt zum Schloß hinan,
Schritt über die marmornen Stufen,
Sie trat an's Bett, sie sah ihn an:
„John Graham, Du liehest mich rufen.“

„Ich ließ Dich rufen, ich bin im Herbst
Und die rothgelben Blätter fallen,
Hast Du kein letztes Wort für mich?
Ich sterbe, Barbara Allen.“

„John Graham, ich hab' ein letztes Wort,
Du warst mein All und Eines;“

Du theiltest Pfänder und Vänder aus,
Mir aber gönntest Du keines.

„John Graham und ob Du mich lieben magst,
Ich weiß, ich hatte Dich lieber,
Ich sah nach Dir, Du lachtest mich an
Und gingest lachend vorüber.“

„Wir haben gewechselt, ich und Du,
Die Sprossen der Liebesleiter,
Du bist nun unten, Du hast es gewollt,
Ich aber bin oben und heiter.“

Sie ging zurück. Eine Meil' oder zwei,
Da hörte sie Glocken schallen;
Sie sprach: „Die Glocken klingen für ihn,
Für ihn und für — Barbara Allen.“

„Liebe Mutter mach' ein Bett für mich,
Unter Weiden und Eschen geborgen;
John Graham ist heut gestorben um mich,
Und ich sterbe um ihn morgen.“

Waldweib.

Sallate von H. v. Wernberg.

Durch Regenguß und Windgeheul —
Horch, Ruf und Rossesritte!
Sie heben vom Gaul einen dunkeln Knäuel,
Sie pochen an Waldweib's Hütte.

„Ich bin ein elend altes Weib,
Kann nichts als betteln und suchen!“

Ich habe nicht Gut, noch jungen Leib:
Ihr habt hier nichts zu suchen!“

— „Und wärst Du die Feinste von allen Frau'n,
— Wir suchen nicht, wir bringen!
Einen tapfern Mann, zu Tod gehau'n:
— Mach' auf, eh' wir Dich zwingen!“

Die Alte leuchtet mit düst'rem Span:
 „Herein, in des Bösen Namen!“
 Sie huben den Leib zur Schwell' hinan,
 Den sie vom Kofse nahmen.

Es war ein Kämpfe gewaltig und groß
 Mit blutigen Silberlocken:
 Sie legten im Winkel ihn hin auf Moos
 Und Blätter dürr und trocken.

Und wie sie kamen in finst'rer Nacht,
 So rasselten sie von dannen.
 Nun rauscht' im Walde der Regen sacht,
 Im Winde seufzten die Tannen.

Die Alte kauert' und blickte stumm
 In der sinkenden Blut Gefunkel;
 Ihr Schatten bog an der Decke sich um
 So riesengroß und dunkel.

Und leise, leise die Alte begann
 Ein seltsam Lied zu singen:
 Zuweilen drunter stöhnte der Mann
 In dumpfem Todesringen.

Sie sang von Rosen, sie sang vom Mai,
 Von Maientanz und Reigen;
 Sie sang von der Vögel Fiedelreih
 Auf weißen Blüthenzweigen.

„Und es war eine Jungfrau, bräunlich und schlank,
 Die wußte nichts vom Bösen;
 Und es war ein Ritter so frisch und frank,
 Wie Keiner noch gewesen!“

Wie kam er so blank auf dem weißen Pferd:
 Wie thäten die Augen ihm lachen!
 O ein Königreich war das Lachen werth!
 — Sei gnädig, Gott, uns Schwachen!“

— Die Alte sang, da erhob der Mann
 Die blutigen weißen Locken:
 Mit starren Augen schaut' er sie an,
 Wahnsinnig und erschrocken.

Und weiter sang sie, und manchmal zum Schrei
 Ward gellend des Liedes Weise:
 Sie sang nicht mehr von Rosen und Mai,
 Sie sang von Reif und Eise.

— „Und die Jungfrau hing an des Kofses Schweif,
 Er mochte schelten und spornen!
 Ihre Füß' im Schnee, in Regen und Reif,
 Wohl über Kiesel und Dornen!“

Keine Liebe mehr und kein Liebeswort!
 Am Kreuzweg sank sie nieder:
 Er schaute nicht um, er sprengte fort —
 Ach Lieb, wann kommst Du wieder?

O kämst Du wieder, ich öffnete Dir
 Im Nachtsurm wie bei Tage:
 O kämst Du wieder — Du hörtest hier
 Nicht Vorwurf und nicht Klage!

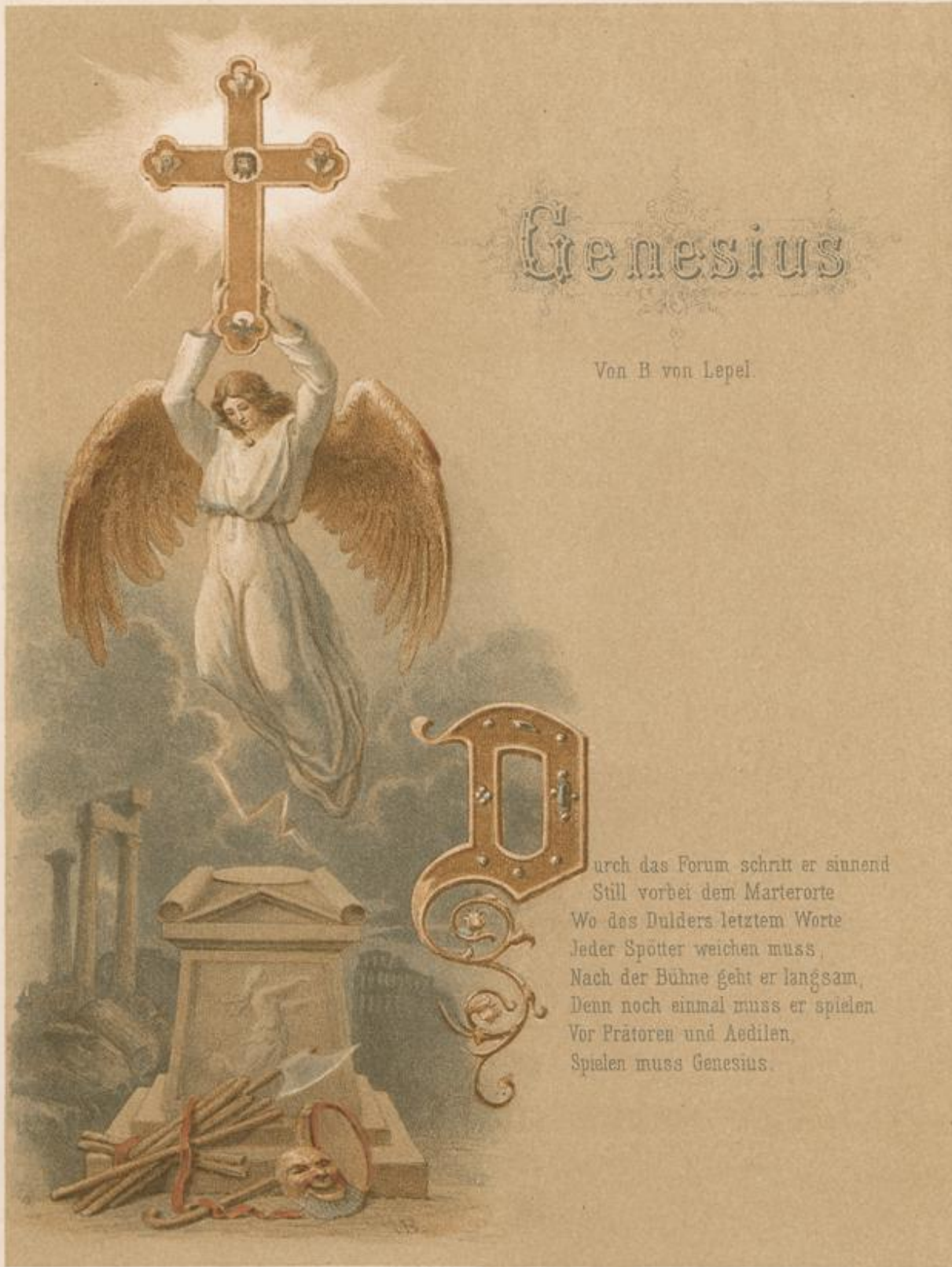
Du kommst nicht mehr — ich bin alt und krumm:
 Der Gram hat mich gebrochen!“
 — Aufrecht' es dumpf — sie schaute sich um:
 Die Jungfrau war gerochen.

Verlassen und Verloren.

Von Hermann Lingg.

Nur Deine Locken küßt der Wind,
 Sonst ist es ringsum stille Nacht;
 Ein Mairenregen haucht gelind,
 Kein Licht erglänzt, kein Stern erwacht,
 Nur Deine Locken küßt der Wind. —

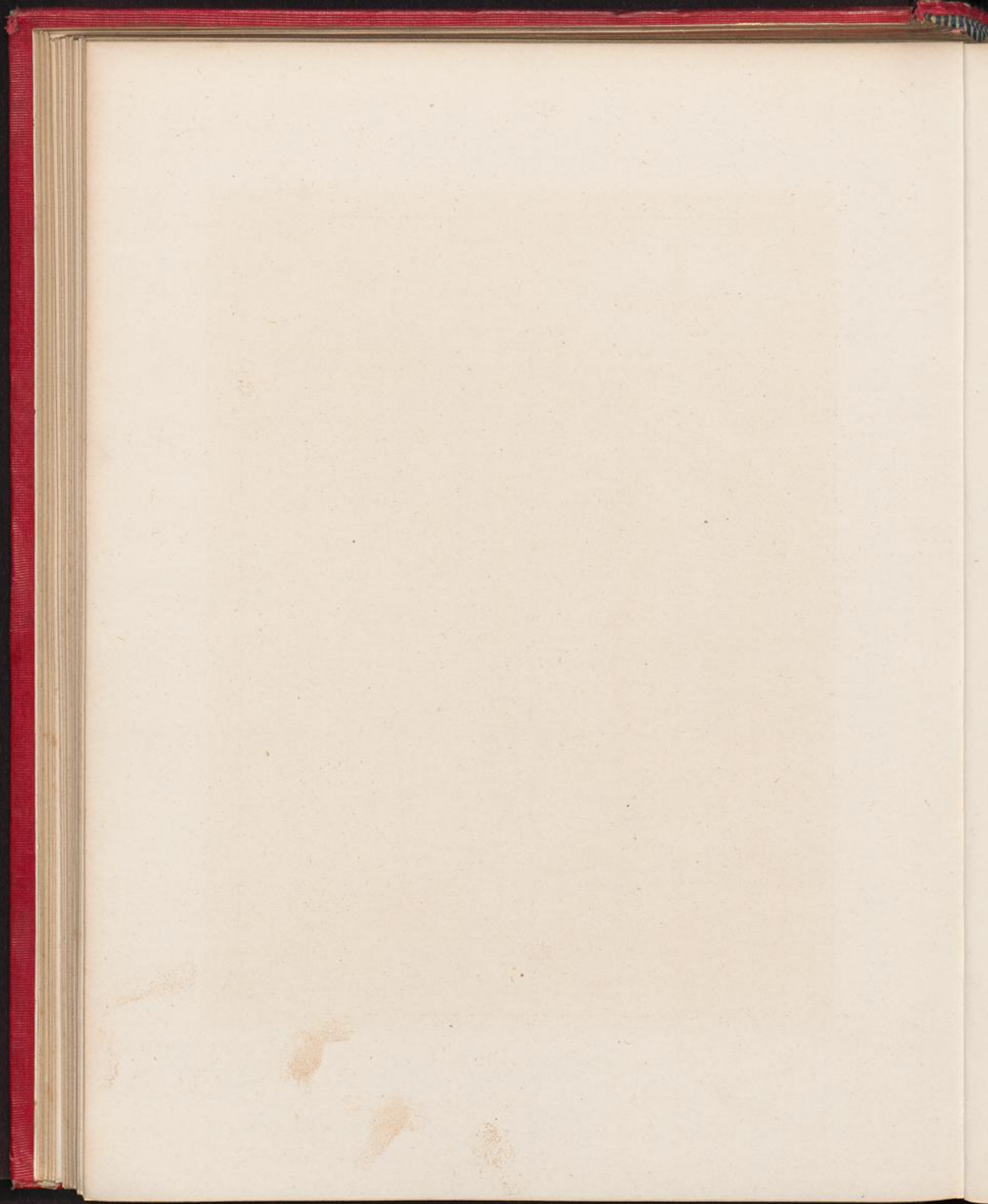
Was blickt Du einsam in die Nacht,
 Du armes, allverlassnes Kind?
 Dein Lächeln hat einst mir gelacht;
 Ach, falsch wie bunte Schlangen find!
 Kein Licht erglänzt, kein Stern erwacht,
 Nur Deine Locken küßt der Wind.



Genesisius

Von H. von Lepel.

Durch das Forum schritt er sinnend
Still vorbei dem Marterorte
Wo des Dulders letztem Worte
Jeder Spötter weichen muss,
Nach der Bühne geht er langsam,
Denn noch einmal muss er spielen
Vor Prätores und Aedilen,
Spielen muss Genesisius.



Gestern war auch er beim Schauspiel —
Vor dem Len'n auf nackter Erde
Welche Ruhe der Geberde,
Welch ein holdes Angesicht!
Dieser Erden abgewendet,
Ja, den Himmel wird sie erben
Diese heil'ge Kunst zu sterben —
Doch die Welt versteht sie nicht!

Im Theater wird der Cäsar
Lust und Laune reich belohnen
Und die Kunst der Histrionen
Doppelt huldreich heut' empfah'n.
Lauschend in dem gold'nen Sessel
Wie den Wis der Muse weckte
Seiner Schwärmer tolle Sekte,
Lehnet Dioeletian.

Maccus. Maccus heißt die Maske,
Die der Römer lieb gewonnen,
Drin des Spielers Ruhm begonnen,
Dessen Baum im Blühen ist.
Aus der Hörer dichten Reihen,
Aus dem Kreis der hohen Stufen
Hebt sich jetzt ein lachend Rufen:
Maccus, Maccus heut als Christ!

Und er tritt an die Orchestra
Mit des Scherzes heit'ren Blüten,
Doch — der Worte scharfe Spitzen
Wechseln seltsam Ziel und Sinn.

Nach dem Cäsar durch die Maske
Sprüht das Auge Blutgeschosse,
Wange blüht der Spielgenosse
Und das Volk erschrocken hin.

Jetzt, im Spiel, am Block des Henkers
Soll er jagen, soll er beben,
Dah der Dulder heilig Streben
Werde rings dem Spott zum Raub;
Aber hoch empor sich hebend
Reißt er frei von schnödem Zwange
Sich die Maske von der Wange,
Und er tritt sie in den Staub.

„Hört, ihr Römer,“ ruft er donnernd,
„Höre, lester der Tyrannen, —
Die Du marternd schleppst von dannen
Hab' ich liegend sterben seh'n.
Eure Tempel werden kürzen,
In den Schutt der Säulenreste
Tief versinken die Paläste —
Doch das Kreuz wird ewig steh'n.“

Stille herrscht als er gesprochen,
Aber bald mit finst'rem Lachen
Winkt der Cäsar seinen Wachen:
„Gebt dem Spieler seinen Lohn!“
Und sein Haupt, vom Kumpf geschlagen,
Auf der Bühne sieht man's liegen,
Wo die Engel niederstiegen
Als die Musen scheu entflohn.

Schulgeschichten.

Von Emanuel Geibel.

Wer jemals, war es noch so kurz, auf schmaler Bank
An schrägem vielerschnitt'nem Tisch als Schüler saß,
Der kennt den Reiz von Schulgeschichten. Laßt
mich denn

Ein Paar davon berichten; aber du vergieb,
Ehewürd'ger Rektor, wenn ich heute scherzend dein
Im Lied gedenke; zürne nicht dem Uebermuth,
Rein, wenn noch Schatten lächeln können, lächle mit.
Noch seh' ich dich im langen Rock von braunem
Fries,

An's Knie gestieft, hager, auf dem Schulhof stehn,
Die Uhr in Händen und mit strengem Herrscherblick

Jedweden Lärm des allzulauten Anabenschwarms,
Jedweden Unfug dämpfend, bis des Glöckleins Ton
Vom Pappelplatz uns wieder in die Classen trieb.
Dein ganzes Wesen, denn du nanntest nicht umsonst
Kant deinen Meister, trug des kategorischen
Imperativus Stempel, jede Miene war
Und jedes Wort unweigerlicher Machtbefehl.
Doch wohnt' in harter Schale dir ein weich Gemüth;
Denn wohl erinn' ich's, wie beim herben Leidbericht
Vom Feuertod Johanna d'Arc's, von Magdeburgs
Zerstörung plötzlich schluchzend dir die Stimme brach,
Erstickt von Thränen menschlich warmen Mitgeföhls.

So stehst du fest in meiner Seel, ein würdig
Bild.

Doch nun erzähl' ich, was ich lachend miterlebt,
Als du zerstreut einst, ohnedies ein wenig taub,
Geschichte wiederholtest, und, den Blick auf's Buch,
Antwort von Einem heischtest, der abweisend war.
„Wer schlug die Schlacht bei Baugen, Meyer?“
— „Meyer fehlt“ —
„S'ist falsch. Der Nächste!“ — „Meyer fehlt“ —
— „S'ist wieder falsch;
Der Nächste!“ — „Meyer ist nicht da.“ — „Der
folgende!“ —
„Der Alte scheint im Kopf verwirrt.“ — „Ganz
recht, mein Sohn;
Nur hätt' es Meyer wissen müssen, so wie du.“
Ein kaum verhaltenes Lächeln folgte; doch du fuhrst
Nichts ahnend ruhig im Examiniren fort.

Ein andermal erglühete freilich zorniger
Die Sticne dir und bösen Sturm verkündend klang
Dein sächsisch Deutsch in's Ohr mir, als du plötz-
lich mich
Hinweg vom Repos auf den Gang hinausberieft.
Nicht eben herzlich folgt' ich; war am Tag zuvor
Doch auf dem Kirchhof von der Jugend Tertia's
Ein blut'ger Hauptstreich wider die Verbündeten

Der Nachbarschulen nur zu siegreich ausgeführt.
Denn mehr als Einer war geschunden heimgelehrt,
Und nach den Rädelshörnern, deren ärgsten ich
Mich selber wußte, wurde nun im peinlichen
Verhör geforscht, als gält es Catilina's Haupt.
Bald war die Schuld ermittelt, und gelind genug
Erging der Spruch auf Carcer. Doch nun sollt'
ich noch

Angeben, wer zugleich mit mir das Volk verführte,
Vor allem aber, ob ich mich der Häufte bloß
Bedient beim Treffen, oder zur Bekräftigung
Der unglücksel'gen Prügel einen Stock gebraucht,
Ein *telum subalare*, wie der Rektor sprach.
Ich nicht, versezt ich, aber von den anderen
Etwelche mögen —

„Mögen!“ fiel er heftig ein,
Gleich tief empört als Rektor und Grammatikus,
„Falsch angewandter Coniunctio! Ein Factum ist's!“
Und eh' ich dessen mich versehen, hatt' er mir
Mit schlaffer Hand die Regel in's Gesicht geprägt,
Daß mir der Backen stundenlang wie Feuer war.
Doch trug mir dieses Argument *ad hominem*
Heilsame Früchte. Nimmer hab' ich mich seitdem
Des Coniunctiv's beklissen, wo's ein Factum galt;
Selbst nicht bei Hof. Und das war manchmal
schwer genug.

Ghaselen.

Von Bernhard von Kevel.

Leise.

Der Abendwind streut süßen Duft vom Blüthen-
reife viel herab,
Und Silberküsse wirft der Mond vergnügterweise
viel herab,
Zum Preis der Liebe strömen rings von allen
Höhen Licht und Lust,
Von allen Wipfeln Melodien zu ihrem Preise viel
herab;
Die Nebenlaube lockt zur Ruh, — von üpp'gen
Trauben holst Du dort,
Von schönen Lippen holst Du hier der süßen Speise
viel herab,
Und jener Augen Sonnegruß streut immer neuen
Zauber Dir
In Deines Denkens lieblichste, geheimste Kreise viel
herab, —

Was sinnst Du nun! Die Nacht ist still, kaum fühlst
Du jenen Hauch, der dort
Das erste Blatt der Rose wiegt, das eben leise fiel
herab.

Trug.

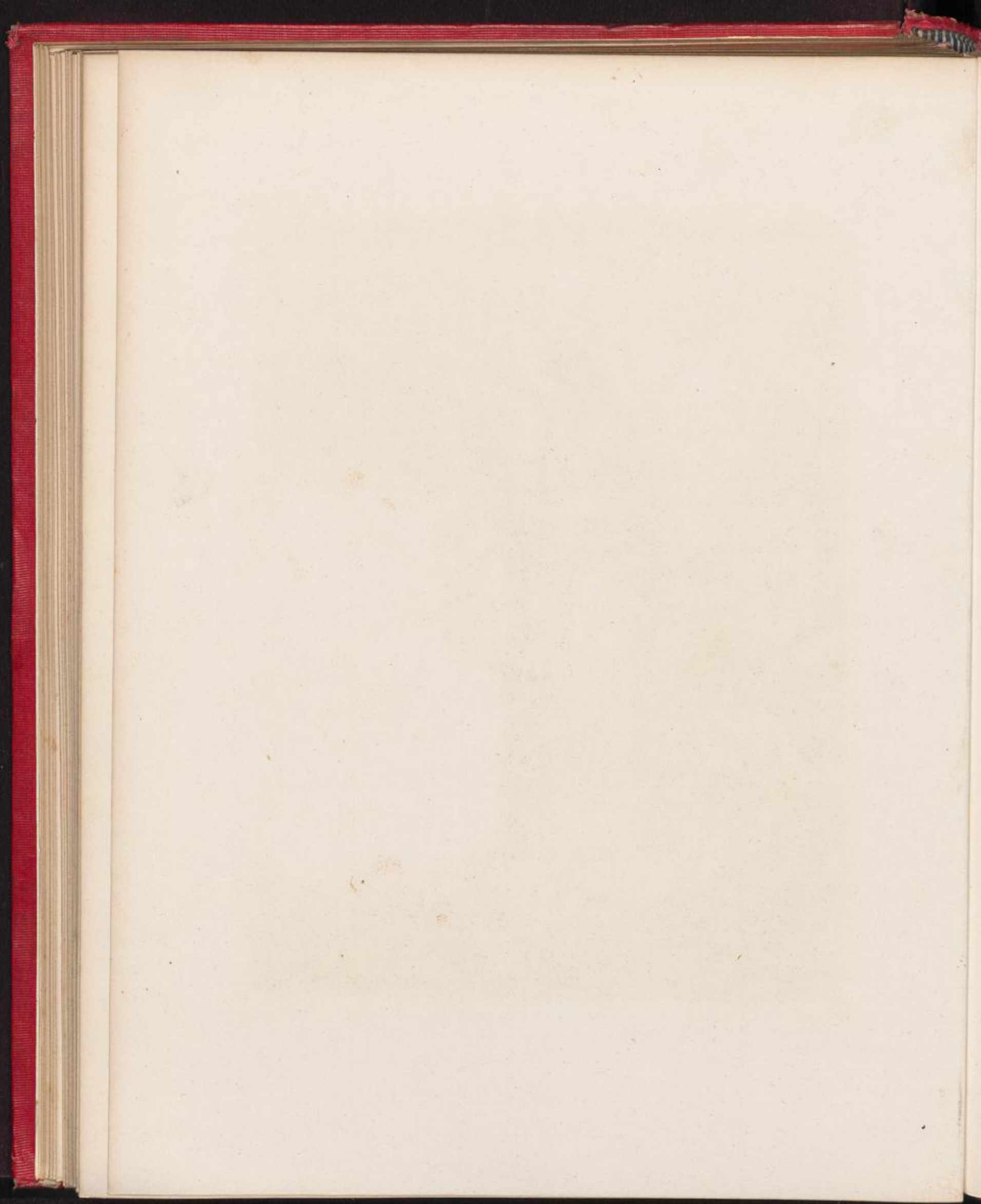
Der, was uns freute, trug davon,
Als leichte Beute trug davon,
Wo blieb der Lenz, der alle Rosen,
Die er uns streute, trug davon!
Wo blieb Dein Pfad, unendlich Sehnen,
Das uns bis heute trug davon,
Indes schon längst den Traum der Seele
Ein Grabgeläute trug davon,
Und in die Ferne zog der holde,
Der nie erneute Trug davon!



Rococo.

Von Ilvon Blomberg.

Sürwahr, ich liebe sie, die stolzen
Avenuen,
Die Masken, die ihr Nass in
Muschelbecken sprühen,
Indess der Strahl empor aus Crotons
Backen steigt,
Das Buchenlabijrinth, Allein ohne
Ende
Geschnitten nach der Kunst, in deren
grüne Wände
Der alten Bäume Laub, wie ein
Gewölk sich neigt.



Die Schlösser lieb' ich auch — die seltsamen Pagaden,
Mit Statuen, Festons und Muschelwerk beladen,
Auf die das Schieferdach mit schweren Massen drückt;
Die Ecken, hoch und schlank, die ausgeschweiften Giebel;
Die Rampen ab und auf, die Reihen mächt'ger Säulen,
Drin der Orangenbaum mit Blüth' und Frucht sich
schmückt.

Doch nicht bei Sonnenschein, noch bei des Frühlings
Rehen,

Wenn alles sich verjüngt, was kann, mag ich sie
sehen:

Dann lächeln sie frivol, verbuhten Alten gleich,
Die ihrer Runzeln Gelb mit Blütenfarben decken;
Doch kann die Schminke, es kann das Lächeln nicht
verstecken,

Was hier die Zeit gethan mit manchem Sensenstreich.

Nein, nicht bei Frühlingswind, und nicht im Sonnen-
scheine,

— Am späten Nachmittag, im Herbst mag ich alleine
Durch die verfallne Pracht mit meinen Träumen gehn.
Wenn welkes Laub hintanzt in Gängen und auf
Treppen

Und niedrig drüber hin die düstern Wolken schleppen,
Dann träum' ich sie mir jung, dann sind sie wieder
schön!

Dann reden sie mit mir von ihren guten Tagen;
Sie beichten manche Schuld, mit Reu' — und mit
Behagen,

Denn eine sünd'ge Zeit, voll Trug und Schimmer
war's!

Ein Märchen war die Treu', ein Spielzeug nur
die Ehre;

Doch siegreich lächelte die Göttin von Cythere,
Und manch' gepudert Haupt umkränzt' Apoll und
Mars.

Dann mein' ich wieder auch die blanken Pracht-
carossen,

Die Damen hochfrisiert, die zierlich drin verschlossen,
Wie eine heil'ge Pupp' im gold-crystallinen Schrein, —
Ich meine sie zu sehn! Die Isabellenpferde,
Die Mähne bandgeschmückt — kaum rühren sie die
Erde!

— Die Fagen auf dem Tritt, bedeckt mit Stiderei'n!

Der Laufer fliegt voran mit Blumenhut und
Schürze,

Als ob von Jovis Thron Merkur sich eilig stürze:
Der Schweizer salutirt mit goldbefranztem Speer.
Es drängen — eine Schaar erwachsner Amoretten,
Die Cavalier' in Seid', in Puder und Manschetten
Sich um den Wagenschlag der Huldgöttinnen her.

Nun wandeln seh' ich sie dort zwischen den Orangen:
Der schwere Damast rauscht; es flattern die Kon-
tangen;

Auf hohen Schuhen schwankt's, ein wandelnd Mal-
venbeet.

Ein Neger trägt den Kops, den Schirm nach
Japans Mode;

Und lispelnd declamirt die neueste Liebesode
Im schwarzen Mäntelchen ein geistlicher Poet.

Welch' blitzende Bonmots! Welch' Lachen und welch
Kichern!

Welch' schmachtend Girren dort, welch' Schwören
und Versichern!

— Der Herbstwind rauscht um mich, und streut das
braune Laub.

Verschwunden Lust und Pracht! Der Abend senkt
sich dichter.

Kein Leben rings, als meins! Im Schlosse keine
Lichter!

Und Alles was gelebt und leben wird, ist Staub.

Morgengebet.

(1849.)

Von Theodor Heuß.

Die hehre Sonne steigt herauf,
Sie hat die Nacht bezwungen,
Zum unerschöpften Segenslauf,
Von Ewigkeit gelungen.

Schon hat der Tag in Wald und Flur
Sein Siegeslied erhoben,
Das allen Dank der Creatur
Zum Schöpfer schwingt nach oben.

Du bist doch noch der alte Gott
Und wirst auch nie veralten;
Das Menschenwerk wird eitel Spott,
Ich will an Dir festhalten.
Wohl geht es wüst und sehr unsein
Auf Deiner armen Erden;
Du weisest, Herr, und weisst allein,
Was bleiben soll und werden.

Sie suchen Freiheit, sagen sie,
Im Schlund des hohlen Hasses,
Nach Liebesinheit jagen sie
Im Fieberrausch des Hasses;
Und Keiner fühlt und Keiner denkt,
Warum er so zerrissen,
Und Keiner, der sein Auge lenkt
In's blutende Gewissen.

Du trägst die Völker in der Hand
Mit gleich gewog'ner Liebe,
Du willst nicht, daß in irren Sand
Der ew'ge Bau verfinke.
Ach, aber schwächer glimmt Dein Licht
Und drohend schwillt die Wolke —
Kommst Du zur Rettung, zum Gericht
Herab dem deutschen Volke?

Es war so groß, es war so stark,
So lang' es Dein gewesen,
Es war der Erde bestes Mark,
Zum Herrlichsten erlesen.

Wie mochte nur der Widergeist
Aus Deinem Arm es winden?
Herr, laß es, wenn die Binde reißt,
In sich, in Dir sich finden!

Erneue das gefälschte Blut
Vom Gift der Feindeslehre;
Gieb ihm zurück den hohen Muth,
Den frohen Muth der Ehre.
Mach's fester wie gediegen Erz,
Mach's eins zu allen Stunden;
Doch wenn im Krampfe zuckt das Herz,
Wie will der Leib gesunden?

Erdrückt, zerspalten ward das Ich
Des innerlichsten Lebens;
Entfremdet suchen außer sich
Die Trümmer sich vergebens.
Wer leihet dem Frevelwahn die Kraft,
Verfährte Schuld zu sühnen,
Den selbst der Menschenwürd' entrafft
Blindwüthiges Erkühnen?

Toll heult der Sturm, die Woge brüllt,
Die Völkerwirbel drehen;
Wohin Du Alles führen willst,
Wir sollen's nicht ersehen:
Verhöhnt, verworren Rath und That
Der Weisen wie der Thoren,
Und doch, und doch, auf eigenem Pfad
Dein Recht bleibt unverloren.

Eins und Alles.

Von Theodor Heine.

In jedem Keime schläft ein Lied,
In jedem Blatt die Pflanze;
Dem Geist entfaltet jedes Glied
Das durchbelebte Ganze.

Wie die Natur in Kern und Keim
Die Waldung kann verstecken,
So lern' aus einem Wort und Keim
Die Kunst der Sprache wecken.

Und wenn Du's klar Dir vorgestellt,
Mach's auch dem Herzen eigen:

Es wird die ganze Sittenwelt
Denselben Spiegel zeigen.

In Deinem Weib ist das Geschlecht,
Im Augenblick das Leben,
Am Heerde Dir das Erdenrecht
In Lieb' und Pflicht gegeben.

Wer diese Lehre nicht ergreift,
Wie er auch sonst verständig,
Er wird, wenn er durch's Leben schweift,
Nie ruhig, noch lebendig.



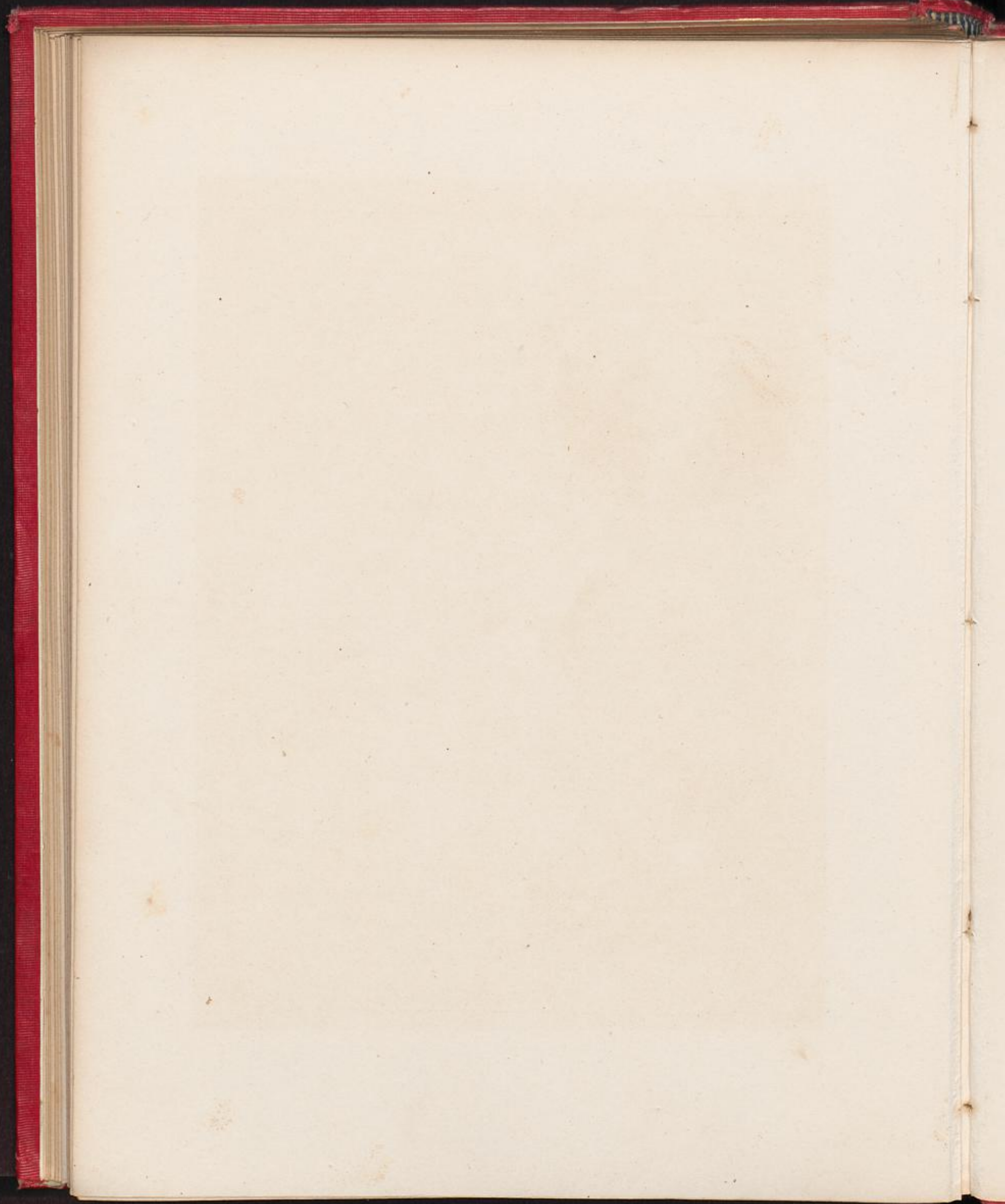
Aus dem Postwagen.

Von W. von Merckel.

vor dem „Rothen Kameel“ auf dem Marktplatze der getreuen Stadt Pritzow, sieben Meilen von der Residenz, hielt die Personenpost, welche die Nacht durch noch andere sieben Meilen bis zur Kreisstadt Stöbern zu fahren hatte.

Es war Ende März und bereits mehr Nacht als Abend. Strassenbeleuchtung war dem Pritzow, er Kämmerer-Etat unbekannt und die Bürger hielten auf ihr gutes, altes deutsches Recht, nur bei schweren Gewittern ihre Hauslaterne bereit zu halten. Aus dem Parterrefenster der Post-Expedition versandte die Amtslampe einen durch ihren grünen Augenschirm noch gedämpften Lichtstreif hin, aus in die Communalschatten und liess nothdürftig unterscheiden, was in nächster Umgebung passirte.

Seitwärts



Scitwärts vom Wagen stehend, blies der Postillon eben zum drittenmale den gleichgültig ragenden Häusern das Signal zu, daß, wer nun nicht bald komme, ganz daheim bleiben könne.

Drei Passagiere gab's heute nur. Der Erste war eine durchgehende Nummer aus der Residenz; der Andere saß mit exemplarischer Pünktlichkeit schon seit die Post hier hielt, im Wagen; der Dritte kam jetzt eben, durch die drohende Kanfare in rascheres Tempo gebracht, über den Markt heran. Als er in Sicht war, wickelte der Schwager seine Trompete auf den Rücken, schob demnächst den Mann sammt Reisefack in den Wagen, warf die Thüre ins Schloß, steckte den Begleitzettel, den ihm der Expedient durch's Schießfensterchen reichte, in's Hutfutter, kletterte zu Boock, verabsolgte seinem in tiefes Nachsinnen versunkenen Dreigespann mit kaltblütiger Gründlichkeit die offiziellen Ermunterungshiebe, und rasselte, ohne den Frieden der Bürgerstunde durch weitere Musik zu stören, von dannen. Fünf Minuten später drückte die für heute außer Dienst tretende Postlampe ihr Auge zu, und die gute Stadt war stiller und finstler, denn je.

Eben so finster und still war's in dem Postwagen, der jetzt auf kreisständischer Lehm-Chaussée die unter dem grauschwarzen Nachthimmel in schlaftrunkener Rede ruhende Landschaft dumpf und einsam durchrollte. Das reglementsmäßige Nachtlcht, welches an der Fronte des Wagens leuchten sollte, hatte mit dem durch eine geplatze Laternenscheibe eindringenden Zugwinde einen kurzen Kampf gekämpft und längst das Zeitliche gesegnet.

Von den vier Menschen, welche der Wagen trug, schlief derjenige am ersten, dem es am letzten zukam, der Postillon. Wie wenn er vom Kutschieren nur träumte, zog er dann und wann probeweise ein Augenlid halb auf, schüttelte die schlafhängenden Bügel, streifte mit der Peitsche über die Hintertheile der Gänle weg und nickte sofort wieder ein.

Das Passagier-Kleeblatt dagegen, wiewohl es bei der absoluten Lichtlosigkeit seines Behältnisses recht eigentlich auf's Schlafen angewiesen war, befand sich noch in schlafloser Verfassung; wenigstens konnte Jeder das Wachsein der Andern an den wiederholten Bestrebungen erkennen, denjenigen Zustand ausfindig zu machen, den man selbst in unseren veredelten Post-Chaisen zu vermissen nicht außer

Stand gesetzt ist, nämlich eine Nichts zu wünschen übrig lassende Bequemlichkeit.

Am ehesten war die durchgehende Nummer dahin gelangt, ihre Situation leidlich zu begründen.

Dieser Passagier war offenbar unter den Dreien am meisten auf Nachtfahrten eingerichtet. Ueber einem wärmenden seidnen Steppwamse trug er einen wohlverwahrennden doppelten Duffelpaletot; die weiche flockhaarige Fehelmütze war über die Ohren und bis an die Augenbrauen gezogen; das Pedal steckte in einem geräumigen Fußsack, dessen Deckel die Weihnachtsstiderei seiner jüngsten Tochter trug; Stod und Regenschirm lagen brüderlich in Einer Lederhülle auf dem leeren Rückplaz gegenüber; und mit langsam behaglichen Zügen eine wohlkonditionirte Cigarré genießend, lehnte der Besitzer von No. 1. in geheimnißvoller Zurückgezogenheit und diagonaler Verlängerung in seiner Ecke, von wo aus nichts von ihm sichtbar war und sein Dasein signalisirte, als das wechselnde Leuchtfeuer seines Stimmstengels.

Aus dieser seiner gemüthlichen Einsiedelei in glücklicher Unanfechtbarkeit in die mitternächtigen Finsternisse der Umgebung blickend, überließ er sich dem Vortheil seiner Lage und widmete seine unwillkürliche Ruhe der stillen Beobachtung seiner wenigstens hörbaren Reisegefährten.

Er war weder Tourist, noch Weinreisender; wenn er vom Reisen Profession machte, geschah es von Amtswegen. Als Schulrath war er die ambulante Vorsehung und der periodische Heimfucher der Gymnasien und Seminarien der Provinz. Sein auch ohne Brille stets bewaffnetes Auge war gewohnt und geübt, in die Herzen der Lehrenden und in die Köpfe der Lernenden zu schauen; er prüfte die Nieren der Trügigen und wog die Gedanken der Bagenden; er wußte von den Einem so gut, was sie wußten, als von den Andern, was sie nicht wußten; er kannte seine Leute, wie ein richtiger Hirt seine Heerde, und dieser langjährige Beruf der Geister-Mubricirung und Capacitäten-Catastrirung war ihm nachgerade zum Privat-Vergnügen geworden.

Die obligate Langeweile dieser seiner Dienst-Ausflüge verkürzte er sich zwar, wie andere vernünftige Leute, durch Lectüre von Büchern, für die er zu Hause keine Zeit fand; aber nur, so lange er allein fuhr. Sobald Gesellschaft kam, war diese

sein Beizeutreib, nicht sowohl durch Gespräche, die oft genug nur eine andere Art von Langeweile erzeugen, als vielmehr, indem er sich die Aufgabe stellte, methodisch zu errathen, in was für Gesellschaft er sich befinde. Bei Tage wurde ihm dies zuweilen nur allzu leicht gemacht; bei nächtlicher Weile wuchs der Reiz mit der Schwierigkeit; und zu einem solchen Exercitium angewandter Pädagogik (denn er that's nicht aus Neugierde, sondern aus Lust an psychologischen und physiognomischen Experimenten) hatte er jetzt sich zurechtgesetzt.

Ein Menschenforscher, wie er, brauchte die beiden Reisegefährten nur nacheinander einsteigen zu sehen, um wahrzunehmen, daß ihre Naturen einander eben so entgegengesetzt seien, als die Plätze, auf denen sie einander gegenüber zu sitzen kamen.

Als der jetzige Inhaber von Nr. 2. vor dem Rothen Kameele in Prißow den ersten Fuß auf die unterste Sprosse des Postkutschen-Halltreps gesetzt hatte und ehe er weiter klonn, bot er schon von unten zum Wagen hinauf der unbekannteren Menschheit darinnen im Voraus einen Gesamt-Gutenabend; und als er dann bei dem einsamen Schulrath im Dunkel vorsichtig vorbeistieg, begrüßte er diesen nochmals besonders, höflich, als einen achtungswürdigen Fremden, und zugleich traulich, als einen willkommenen Partner für die ungewissen Schicksale der Nachtfahrt. Sobald er die Nummer seines Platzes ausfindig gemacht hatte, verhehlte er seinem unbekanntem Genossen nicht, wie glücklich er sei, sich im Fond des Wagens anfänglich zu wissen, denn in seiner Familie sei es bis in's dritte und vierte Glied hinauf Erbübel gewesen, nicht rückwärts fahren zu können, weil Fahren überhaupt nicht zu ihren Gewohnheiten gehört habe. Inzwischen probirte er für ein kleines pralles Bündel bald diesen, bald jenen schicklichsten und zuverlässigsten Verwahrungsort aus, dessen Vortheile oder Bedenken er gewissenhaft commentirte; und nachdem er endlich auseinandergesetzt hatte, wie es am zweckmäßigsten sei, das „*Omnia mea mecum*“ durch Niederlegung hinter die eigenen Herzen zu sichern, füllte er die nummehr erlangte Ruhe mit gespannter Aufmerksamkeit auf jede Bewegung des Postpersonals, jedes Rütteln der Pferde, und mit Hypothesen über baldige Abfertigung oder längeren Aufenthalt aus, ohne sich beirren oder ermüden zu lassen, daß derjenige, an

dessen Adresse alle diese Aphorismen gingen, ihm nach flüchtiger Erwiderung des ersten Grußes lediglich die Mühe und Freiheit des Selbstgesprächs überließ und es vorzog, das Signalement dieses kleinen, hageren, unruhigen Männchens in schwarzem knappen Mäntelchen, weißer steifleinener Bispelhalbinsel und schwarzer Mütze mit kolossalem Tellerdeckel, sich in die Seele hinein zu daguerreotypiren.

Nummer 3. dagegen, der zuletzt Gekommene, eine untersezte Figur handfesten Schläges mit rothbraunem Angesicht, fuhr, weil er sich beim hastigen Einsteigen die Hutkappe beinahe einstieß, statt des Grußes mit einem Fluche durch die Wagenthüre, trat beide Insassen nacheinander ohne Entschuldigung auf die Füße, warf sich mit einem Stoßseufzer, der wie das Pusten einer Locomotive klang, neben seinen Reisesack in die Ecke seines Rückplatzes, stemmte seinen Stock zwischen die Beine, die Hände auf den Stockknopf, das Kinn auf die Hände und stierte links durch's Fenster in's Weite, bis die Post abfuhr.

Vor diesem anscheinend tiefgrünnigen *Vis-à-vis* und gefährlichen Gegenspieler war die Redseligkeit des Andern augenblicklich verstummt. Der Schulrath füllte diese Pause damit aus, vorläufig im Geiste festzustellen, daß der magere Schwarze entweder ein kunstreisender Klavierstimmer oder ein vagirender Winkel-Consulent sei, und der röthliche Dicke eben so gut ein Schmiedemeister, wie ein Bierbrauer sein könne.

Kaum hatte indessen der Postwagen das dem Trommelfelle und dem Zwerchfelle gleich verderbliche Steinpflaster des Prißower Weichbildes hinter sich, und das leisere Klirren und Knattern der Ketten und Räder machte die Möglichkeit artikulierter Töne wiederum wahrscheinlich, so kehrte dem Eingeschüchterten auch der alte Drang und neuer Muth zurück, und sein Versuch, das Bedürfnis nach Unterhaltung zu befriedigen, streckte, wie eine in ihr Haus retirirte Schnecke, langsam leise die Fühlhörner wieder in's Freie.

Seine nächste Andeutung, daß die Nacht ziemlich finster sei, verfiel nichts; der Untersezte hielt offenbar diese Wahrheit für zu handgreiflich, als daß es ihm der Mühe lohnte, darüber ein Wort zu verlieren.

Controverser und darum zur Entzündung eines Diskurses durch Meinungsfriction tauglicher

konnte die nach einer Pause hingeworfene Bemerkung erscheinen, daß, wiewohl das Frühlings-Aequinoctium vorüber, die Nächte doch noch merklich frisch seien. Aber auch hierauf erfolgte nichts als Schweigen ringsum. Vergebens hatte er sich dabei die Hände herzhast gerieben und den kleinen Stehragen seines Mäntelchens noch etwas aufrechter gezupft. Vergebens half er seiner Theis dadurch nach, daß er das Wagenthürfenster wenigstens halb in die Höhe zog. Er erreichte nichts, als daß der Andere, der alle fünf Minuten sich furchtbar räusperte und seine chronische Verschleimung periodisch mit einem scharfen Schusse in die freie Natur erleichterte, in der nächsten Minute behufs dieser Abfeuerung dasselbe Fenster wieder herab, und zu seiner Bequemlichkeit oder aus Vergesslichkeit offen ließ.

Der abermals Abgebligte wartete abermals eine Weile; dann zog er seine schwarze Schnupftabacksdose hervor, schnalzte mit dem Mittel- und Zeigefinger, wie zur Ankündigung seines Vorhabens, zweimal auf den runden Holzdeckel, öffnete und präsentirte die Dose dem Schweigsamen mit der erwartungsvollen Frage: „ob er ihm dienen könne?“ Dieser aber vereitelte den Anschlag, ihm wenigstens einen ablehnenden Dank abzunöthigen, einfach dadurch, daß er die Prise, ohne zu danken, nahm und verbrauchte, ohne auch nur zu niesen und dadurch wenigstens Gelegenheit zu einem Glückwunsche zu geben. Dem Besitzer der Dose blieb daher nichts übrig, als sie still einzustecken und auf neue Listen zu sinnen. Er hatte auch bereits in der triumphirenden Ueberzeugung, daß hierauf jedenfalls mit Ja oder Nein, also doch überhaupt geantwortet werden müsse, die Frage auf der Zunge: „ob der Herr rauche?“

Aber in diesem Augenblicke des Ansetzes zur Attaque fuhr ihm durch das offene Fenster, das er nochmals zu schließen nicht riskirte, die Märzlust so unlenzig in's Gesicht, daß er unwillkürlich eines wollenen Schwals gedachte, den er in unvorsichtiger Herstreuthheit, statt an seiner Person, in seinem Bündel untergebracht hatte.

Unter dem Eindrucke und in Folge dieses Bedürfnisses gerieth er in eine für ihn eben so aufregende, als für die Andern unverständliche Thätigkeit. Denn er, der bis dahin äufert geräuschlos und ehrbar gefessen hatte, tastete plötzlich unter

sich, über sich, neben sich; aber überall griff er in ein *horribile vacuum*; mit der Zahl seiner vergeblichen Versuche wuchs die Hast derselben, und jede dieser Evolutionen begleitete er mit einem immer athemloseren und lautloseren: „Hm! hm! Ei das Dich! —“ u. s. w.

Der Schweigsame, der bisher unbeweglich auf seinem Stocke gelehnt und durch's Fenster gestiert, beziehungsweise gespuckt hatte, schielte bei diesem ungewohnten Rappeln, Rücken und Aufschien, Suchen, Tappen und Fühlen, wie der Leu auf die raschelnde Maus, seitwärts auf den Beweglichen und sah ihm eine Weile zu, was er wohl treibe. Endlich mit einem Tone, der aus einem Theil Keugier, zwei Theilen Ungeduld und drei Theilen Ironie zusammenklang, fragte er, ohne seine Position zu ändern, den Schachgräber: „Haben Sie schneiden im Leibe? oder Banzen im Polster?“

„Nein!“ erwiderte dieser in aufrichtigstem Ernst. Denn die Pflöchlichkeit der Frage und der Grundbaß des Fragers setzten ihn sogar außer Stand, die Ursache seiner Mühseligkeit zu entwickeln; er gab auf der Stelle seine Forschungen auf, beruhigte den Beunruhigten schleunigst durch erzwungene Ruhe, und veräumte in seiner Verblüffung selbst die unerwartet günstige Gelegenheit, die Unterhaltung anzuknüpfen.

Auf die Dauer war jedoch diese Abstinenz unmöglich. So lange sein Gegenmann unbeweglich blieb, rührte auch er sich nicht. Sobald Jener aber, worauf er mit listiger Berechnung lauerte, einen seiner periodischen Kernschüsse abfeuerte, tauchte er, den unbeobachteten Moment nützend, mit der Verzweiflung des letzten Entschlusses gleichsam unter sich selbst unter und sondirte mit gewaltsamer Angst den Grund der Aufschie, dem er seine Habe anvertraut hatte. Mit glücklichem Griffe faßte er jetzt auch das Gut in der Tiefe; aber, o Tücke! es lag verzaubert fest, wie angenagelt. Er faßte wiederholt an, löstete, rückte, zog und zerrte, als sei er im Begriffe, den Fischzug Petri zu heben.

„Was Sackernment arbeiten Sie denn da unten zusammen? Sie stoßen mir ja die Bähne in den Hals!“ fuhr der Andere, dessen auf dem Stockknopfe ruhender Unterkiefer ruckweise erschüttert wurde, plötzlich auf und mit dem Stocke bei Seite. Im selbigen Augenblicke war der Zauber gelöst und das Bündel schnellte mit dem Taucher empor.

„Entschuldigen Sie,“ sprach dieser mit aller versöhnlichen Heiterkeit, deren er habhaft werden konnte, während er an seinem Bündel eine verhängnißvolle Vertiefung befühlte. „Entschuldigen Sie, wenn dieses Päckchen gerade dahin zu liegen gekommen ist, wo Sie die Stockzwinde aufzusetzen die natürliche Veranlassung hatten, und zwar, wie ich besorge, so lange, als wir unterwegs sind.“

„Na! Wenn Sie nur keinen Kuchen d'rin haben!“ mit diesem trodenen Troste machte der Stockbesitzer, indem er seine vorige Postur wieder einnahm, seine Mitschuld an etwaniger Havarie des angebohrten Bündelbesizers etwas kurz ab. Dieser aber, während er seinem Schaden resignirt nachgrub und sich glücklicherweise getäuscht fand, warf dem Troste die etwas zugespitzte Antwort nach: „Danke für freundliche Theilnahme! Der Kuchenzahn ist Unferneim längst ausgezogen!“

Diesen Streifschuß hielt der Fensterschütze zwar, ohne die kleine Blessur merken zu lassen, auf seinem Stockknopfe aus, und es trat, so zu sagen, eine Pause gegenseitiger Verdauung ein, welche der Schulrath zu der Ueberlegung benutzte, ob mit größerem Rechte der Tröster grob oder der Getröstete friedfertig zu nennen sei.

Aber harpunitirt von dem wehmüthigen Humor war der Wallfisch doch. Er mochte wohl fühlen, daß der den Kuchenbesitz ablehnende kleine Mann die Bemerkung geringschätzig gefunden habe, als sie gemeint gewesen war. Denn nachdem man etwa eine Viertelmeile weiter gefahren war, begab sich das Wunderbare, daß, während der Redselige sich hartnäckigen Schweigens beklüß, der Schweigsame, wie zur Satisfaction, die zwar immer noch etwas barsche, aber doch einlenkende Frage an den Andern vom Baune brach:

„Aus Pritzow sind Sie wohl nicht?“

„Nicht ganz! Aber aus Spindelwih!“ war die blühschnelle Antwort, „mein Name ist Wolff!“

„Der Schullehrer?“

„Emeritus, zu dienen! Und Sie, wenn man fragen darf?“

„Rentmeister Bär!“

„Gehorsamer Diener! Leben also seit zehn Jahren auf drei Meilen Nähe und müssen uns hier im Finstern zum erstenmale sehen!“

„Oder auch nicht sehn!“

Der Emeritus trat diesem Wize des Pritzower Rent-Amtes sichernd bei, und bog ein Paroli, indem er in stiller Hoffnung zugleich die Gelegenheit ergriff, das Gespräch allgemein zu machen, durch die Bemerkung: „Ha, ha! Bär und Wolff! Hast möchte sich ja der Herr dort fürchten ob solcher Gesellschaft!“

„Mein Name ist Löwe!“ klang es aus der Ecke des unsichtbaren Schulraths, der dieser Versuchung nicht zu widerstehen vermochte, mit gelassener Würde, wie eine sonore Geisterstimme, daß der Schullehrer halb erschreckt, halb verlegen über seinen Vorwitz und dessen schnelle Wirkung, nichts fand, als ein unsicheres: „Ah so!“

Als indessen der Löwe es dabei bewenden ließ, auf diese Weise bei Bär und Wolff seine Karte abgegeben zu haben, knüpfte Letzterer wieder beim Bären an:

„Fahren der Herr Rentmeister in Geschäften?“

„Denken Sie, daß ich zum Vergnügen hier herausrumpel? Meine Schwiegertochter liegt im Sterben!“

„O! du mein Himmel! Und ich reife erst nach Stöbern, um meinen ältesten Enkel, den Seminaristen, examiniren zu hören, und dann nach Ruhmsfelde, um seine jüngste Schwester taufen zu sehen!“

„Na! Sehn Sie wohl, daß es zuweilen einem Schulmeister besser gehen kann, als einem Rentmeister? Mit dem Kuchen wird's also wohl auch nicht so knapp seyn!“

„Je nun!“ stammelte der enthüllte Großvater.

„Darum nichts für ungut.“ —

In diesem Augenblicke blies der Postillon die Zwischenstation an. Der Rentmeister schob zum Schluß erst noch einmal hinaus, griff dann nach seinem Reisefackel, und kletterte höflicher, als er gekommen war, mit einem: „Gottbefohlen!“ aus der inzwischen geöffneten Kutsche hinab auf die Straße.

Ein auf ihn wartender etwa zwölfjähriger Knabe begrüßte ihn. „Wie geht's der Mutter?“ frug der Rentmeister rasch und weich.

„Todt!“ schluchzte das Kind, und Beide verschwanden still in der Nacht.

Die Post rasselte mit frischen Pferden weiter.

Dem Schulrathe war sein projectirtes Experiment eigentlich verunglückt; einmal war es ihm überhaupt nicht recht, daß nicht seine Kunst, sondern der voreilige Zufall, ihm den Schullehrer als solchen demaskirt hatte; und zum andern störte ihn das Bewußtsein, bezüglich beider Reisegefährten mehr oder minder mit seiner Kabbala auf Holzwegen gewesen zu sein. Aber er war nicht der Mann, durch solche kleine Mißgeschick sich den Spas verderben zu lassen. Hatte doch die verfrühte Entdeckung auch ihren Nutzen. Denn als Schulrath *incognito* war er jetzt, seinem verrathenen Nachbar gegenüber, im Vortheil. Er setzte daher eine neue Cigarre, gleichsam als Wachtfeuer und Divouacsignal für den Rest der Nacht, in Brand, und zog mit der möglichst harmlos hingeworfenen Frage: „Wie weit haben Sie von Stöbern nach Ruhmsfelde, Herr Wolff?“ dem vereinsamt Sitzenden die Schleusen der Rede auf.

„Drei Meilen, Herr — Löwe! Entschuldigen Sie, daß ich mir da vorhin einen kleinen Scherz erlaubte —“

„Bitte! Haben Sie Post dorthin?“

„Ach nein! Es ist so schon theuer genug. Und wenn man mit Fahren nicht verwöhnt ist, nimmt man gut und gern sein Bündel wieder untern Arm, und verläßt sich auf seine eigene Apostel-Gelegenheit, wie der Lateiner sagt.“

„Was ist Ihr Sohn?“

„Was ich war! Was häßt' er Mehr werden sollen!“

„Meinen Sie, es sei zu Wenig?“

„Je nachdem! Schlecht ist auch das Geringe nicht; aber — Wenig bleibt's.“

„Sie lieben doch gewiß Ihren Beruf?“

„Geschäftiger Herr — Löwe! — Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen nicht geben kann, was Ihnen gebühren mag! — also *titulis debilis!*“

„Bitte! Sie wollen sagen —“

„Das läßt sich nicht so kurzweg auseinander setzen.“

„Wir haben noch gute Zeit!“

„Ja, sehen Sie! Vater, Großvater und Urgroßvater — und wer weiß, wieviel höher hinauf noch — Alle sind Dorfschulmeister gewesen; ich hab's über funfzig Jahre getrieben. Vor zwei Jahren hab' ich jubiliert; da kam erst das Ehrenzeichen und hinterdrein die Emeritirung. Daß man sich

dabei nicht verbessert, werden Sie wohl wissen. Wenn man soviel Appetit weniger hätte, als man Muße mehr kriegt, wär's gut. Aber das gehört nicht hieher; *haec incidenter!* Bekommen ist es mir so weit; und ich hab es trotzdem auf Zwei und Siebenzig gebracht.“

„Und marschiren noch drei Meilen mit dem Bündel untern Arm?“

„O! Mit meinem Jungen — das ist *nota bene* ein Vierziger — um die Wette!“

„Sie sind zu beneiden!“

„Leider Gott sei Dank! wie man zu sagen pflegt. Roth macht mobil und Gewohnheit erhält geschmeidig. Aber Sie frugen, ob mir meine Schulmeisterei lieb gewesen sei. Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen; ich selber habe die ganzen funfzig Jahre lang daran nicht gedacht; und Sie sind wahrhaftig der Erste, der mich darnach fragt. Ich habe eben meinen Jungen und Mädels beigebracht und — wenn's sein mußte — eingebläut, was mir und ihnen möglich war, alle Jahre wieder von vorn an; die Spindelwäher Menschheit ist unter meinen Händen, so zu sagen, ein Paar Mal groß geworden. Geärgert hab' ich mich dabei auch zur Genüge; aber ich hatte einen glücklichen Schlaf und ein gesundes Temperament und andern Tages war's immer wieder eine frische Schulstube. Schwer ist mir's also eigentlich nicht geworden und langweilig auch nicht; denn mit dem Kindervolke ist's eine eigene Sache; Ein gescheidter Junge und Ein flinkes Mädchen überträgt zehn dumme und faule. Keins ist dem Andern gleich; man keift und wettert, und hat doch seine Freude dran, ob sie Einem auch das Leben sauer machen. Und finaliter kann ich wohl, ohne rühmendig zu sein, sagen: Spindelwäher hat sein Deputat Kultur und macht mir keine Schande!“

„Sie halten da Ihrem Berufe unwillkürlich eine Lobrede, welche die beste Antwort auf meine Frage ist.“

„*Cum grano salis!* lieber Herr! — Man thut seine Schuldigkeit; und wer über seine Pflicht seufzt, der macht sich das Pfund zum Centner. Die Medicin ist im Löffel zehnmal bitterer, als im Schlunde! Aber man hat so seine stillen Stunden, wo es Einen anwandelt, wie wenn man immer von Italien, von den Alpen und vom Meere und von den Pyramiden und Tempeln und von den

Palmen und Cedern liest, und weiß doch, daß man wird begraben werden, ohne von Gottes prächtiger Schöpfung und von der Menschen Herrlichkeiten etwas Andres gesehen zu haben, als die Spindelwiger Flur mit dem Buttermilch-Thurme, wie die Leute sagen. Der Dümme ist mitunter der Glücklichste! Wem's aber nicht gegeben ist, sich, wie die meisten Collegen wohl thun, in den Freistunden gedankenlos auf die Bärenhaut zu legen; sondern, wer dann die Nase in Bücher steckt, worin Mehr steht, als ein Spindelwiger Schullehrer gebraucht, dem kommt das Wischen Extra-Gelehrsamkeit nicht viel wohlfeiler zu stehen, als Adam und Eva ihr Raschen vom Baume der Erkenntnis!"

„Das könnte soviel heißen, als, Sie hätten das Paradies Ihrer früheren Zufriedenheit verloren.“

„Das will ich nicht geradezu sagen! Für meine Person hab' ich's nicht schlimmer gehabt, als meine Altvordern, und so gut, als es für mich paßte; aber doch kümmerlich genug, um meinem Sohne etwas Besseres zu wünschen. Schon bei mir war's einmal nahe daran, daß mich mein Alter auf eine gelehrte Schule gebracht hätte; denn ein Vetter von ihm war Armen-Commissions-Vorscher in der Stadt und ein guter Kerl, der mir durchhelfen wollte; aber er hatte eine geizige Frau, die es hintertrieb, weil sie Hungers zu sterben fürchtete, wenn ich bei ihnen Leibesnahrung und Nothdurft hätte finden sollen. Da blieb's denn beim Dorfbabel! Wie ich nun aber meinen eigenen Jungen hatte — denselben, der in diesen Tagen taufen läßt — da gedacht ich, an meines Vaters Enkel nachzuholen, was seines Großvaters Sohn sich hatte müssen vergehen lassen. Sie müssen mir das nicht übel deuten! Ich selber kann es nicht leiden, wenn heut zu Tage die Bauern ihre Töchter in die Pension schicken und an ihren Söhnen große Herren verderben. Aber wenn ich so vor meinem Schulhause unter der Hollunderlaube saß und aufs Pfarrgebäude hinüber sah, kam mir's doch nicht wie eitel Ueberhebung oder Ungenügsamkeit vor, daß ich wohl wünschte, mein Aeltester möchte dereinst lieber alle Sonntage die Kanzel zieren, als sechs Wochentage hindurch meinen Drehschemmel reiten! Der Mensch denkt, Gott lenkt! Vorläufig ist der fromme Wunsch wieder um eine Generation verschoben; und mein Stammhalter mag zusehen, was er nun mit seinem Aeltesten zu Stande bringt.“

„Wie geht's Ihrem Sohne in Ruhmsfelde?“

„Leidlich, wenn man gerecht sein will! Er konnte mit fünf und zwanzig Jahren heirathen, ich mußte bis in's Dreißigste warten. Eine Vacanz und die Liebshaft mit seiner jetzigen Frau, die ihm ein Viertel-Bauergut zubrachte, trafen zu rechter Zeit zusammen; sie können, wenn sie ihre Sache zu Rathe halten, ohne sonderliche Noth bestehen; und ich haspele meinen Abend, ohne ihnen zur Last zu fallen, vollends ab, wie's einem Emeritus eben zugemessen ist.“

„Sie haben also Ihr Auskommen?“

„Knapp, lieber Herr, wie das Einkommen! Mit sechszig Thalem, einer halben Klafter, und sechs Scheffeln, macht man keine Sprünge vor Uebermuth; aber Gesundheit im Leibe, ein gutes Gewissen und Frieden im Hause sind die Hauptsache.“

„Vertragen Sie sich mit Ihrem Nachfolger?“

„Nicht daß ich zu klagen hätte! Er haust unten, ich residire im Dachstäbchen. Er pflegt seine Seidenwärmer, wie ich meine Bienen; rechts im Garten gedeihen seine Rüben und Gurken, links meine Kisten, und zwischen seinem Dache und meinem Kater besteht eine nachbarliche Achtung, wie manche Menschen sie nicht aufbringen! Wenn man sich von Haus aus nichts vergiebt und gleichwohl immer dran denkt, daß der absterbende Baum dem neugepflanzten natürlicher Weise als ein überflüssiger Witzhörer vorkommt, so läßt sich Vieles ausgleichen, was grobe Sitten und scharfe Worte verderben.“

„Das macht Ihnen Beiden Ehre!“

„Dafür erkennt er an, daß er mit seiner Erfahrung da anfängt, wo ich aufgehört habe. Er ist auch ein belesener Mann, und an manchem unwirthlichen Winterabende, wenn der Schnee gegen die Fenster segt und die Dorf Hunde in den verwehten Gehöften hin und wieder bellen, steig' ich im Schlafrock mit der Pfeife aus meiner stillen Kammer zur Familie hinab, und bei einer guten Schrift oder einem gemüthlichen Discurse schlägt der Sieger wohl Behn, auch Eiß, ehe ich meine Nachtruhe suche. Wie lange der liebe Gott das so weiter gehen lassen will, ich nehm's mit Dank hin!“

Der Schulrath war gerade im Begriff, durch diesen idyllischen Schluß der Erzählung des Schulmeisters gerührt zu werden und etwas Schönes, wie einen Kranz auf ein Bild, drauf zu setzen; aber

die Post gerieth plötzlich auf das städtische Pflaster von Stöbern und ihr rollender Spektakel mit seinem Echo zwischen den nachtschlafenden Häusern der schmalen Thorstraße machte Allen ein Ende.

Wenige Minuten später wünschten Wolf und Löwe einander im Hausflure des „Wilden Mannes“ eine angenehme Ruh', und während der Hausknecht mit seiner Hornlaterne den Schulmeister über den Hof ins bescheidene Kämmerlein dirigierte, leuchtete der Wirth dem ihm wohlbekannten Herrn Schulrath persönlich mit der Stearinterze die Bordertreppe hinauf in das herkömmliche komfortable Gemach. Hier erfolgte, während der Wirth seinem Gaste und Sönnner die Reisehüllen ablegen half und die Fenstervorhänge zusammenzog, zunächst zwischen Beiden jener summarische Austausch, mittelst dessen, so oft dies Wiedersehen stattfand, der Hotelbesitzer das Wissenswürdige aus der Residenz ergatterte und dafür das Interessanteste aus der Chronik von Stöbern unterbreitete. Inzwischen hatte die Hebe des Hauses (denn Ganymede servierten im Wilden Manne nicht), den dampfenden Frühstückee auf den Tisch gesetzt und war entleert, um nachträglich vollends auszuschlafen.

Ein Gleiches beabsichtigte nunmehr auch der Schulrath; aber es lag ihm erst noch ein gutes Werk auf dem Herzen. „Lieber Hinzelmeyer!“ sprach er zum Wirth, der schon die Hand auf der Thürklinke hatte. „wenn der Schullehrer Wolff, der mit mir zugleich ankam, seine Beche bezahlen will, sagen Sie ihm doch, er sei gar nichts schuldig, und setzen Sie mir den Betrag auf die Rechnung; lassen Sie ihm nichts abgehen; aber es bleibt streng unter uns!“ Verlassen sich der Herr Schulrath ganz auf meine Discretion! schmunzelte Hinzelmeyer und verschwand lautlos, wie ein Nebelbild, durch die Thür.

Als der Schulrath im Bette sich auf die rechte Seite gelegt und die Augen geschlossen hatte, fuhr er mit dem Schulmeister weiter; aber nicht im Postwagen, sondern im Traume; und Beide — schnarchten!

Das Examen in Stöbern und das Laufen in Ruhmsfelde waren gleich glücklich verlaufen. Der alte Wolff hatte dem jungen Wolff den jüngeren Wolff als wohlbestandenen Candidaten heingebracht, die jüngste Wölfinn über die Laufe gehalten, und „Freude war in Troja's Hallen“ gewesen.

Der Schulrath war während dessen auf seiner verhängnißreichen Kometenbahn dem Aphelium weiter entgegen gerollt; die Schafe und Böcke waren gesondert; hier war Heulen und Zähklappen entsefter „Durchgefallener“ hinter ihm geblieben, dort war er unter den Segenswünschen „glücklich Entwischter“ durch die Ehren-Spaliere „wohl Bestandener“ von dannen gefahren.

Endlich war er rückläufig geworden. Nicht ohne menschliches Schonen nach dem Perihelium seines Studierzimmers, gehorchte er, wie ein immer schneller fallender Körper, der Attractionskraft seiner heimischen Erde; und mit dem festen Vorsatze, nur im unausweichlichsten Falle noch einmal unterwegs auszufleigen, sah er, acht Tage später, wieder allein und bequem in dem nämlichen Postwagen, der, diesmal die Deichsel residenzwärts gewendet, um Mitternacht auf Stöbern losfuhr.

Die Natur überhob ihn der Versuchung, seinem Vorsatze untreu zu werden. In tiefem Schlummer dem Wechsel irdischer Dinge entrückt, und über alle Störung erhaben, hielt er unwissenderweise während des Umspannens wieder vor dem Wilden Manne; aber sie gingen einander diesmal nichts an. Nur im Traume verspürte er den Ruck, als die Pferde von Neuem anzogen, und schlafend, wie er zu einem Thore hereingekommen, fuhr er zum andern wieder hinaus, dem Morgengrauen und einer ihm inzwischen vorbereiteten Ueberraschung entgegen.

Als er beim schwachen Lichte des jungen Tages die Augen aufschlug und um sich blickte, fand er sich nicht mehr allein. Es war ihm, als führe er noch immer zum Examen nach Stöbern. Auf dem Eckplatze seitwärts sah, wie damals, aufrecht und ehrbar, wach und das Wort auf den Lippen, im schwarzen knappen Mäntelchen, nur den wollenen Shawl jezt um den unzulänglichen Stehkragen gewickelt, aber behaglich ob des ganz vorgezogenen Fensters, der fast vergessene Spindelwiper Schul-Veteran.

Was hatte dieser gute Mann für einen electrischen Schlag durch alle seine Extremitäten gefühlt, als er am andern Morgen nach jener Nachtfahrt im Examenfaale des Seminars, mitten in Furcht und Warten der Dinge die da kommen sollten, die pädagogische Prüfungs-Junta hereinziehen sah, und als an der Spitze dieses leibhaft wan-

delnden Fatums, in voller Ducht der Staats-Autorität der selbige Löwe schritt, mit dem er vor wenigen Stunden in argloser Unkunde, wie mit Seinesgleichen, von der Leber weg geschwaht hatte.

Wenn auf der Bühne Fürsten oder Exzellenzen plötzlich, den Ueberrock lösend, das Siderallicht auf ihrer Brust strahlen lassen, und der Geblendete, dem sie sich enthüllen, vor Schreck in die Knie sinkt, — ein schwacher Knall-Effekt war das zu nennen gegen den Donner, welcher an dem Emeritus niederfuhr.

Mit Haarsträuben recapitulirte er sich das gestern im Postwagen aufgeführte Frage- und Antwort-Spiel; die Versammlung um ihn her hüllte sich in Nebel, und das Examen war fast zur Hälfte vorbei, bevor er sich vergewissert hatte, daß ihm Nichts entfahren sei, was irgendwie seinem Entel, dem Examinanden, — an sich dacht' er zuletzt oder gar nicht, — nachtheilig werden könnte. Jetzt erst sah er sich den Schulrath noch einmal an, und athmete auf; es war ja derselbe freundlich-ernste, zugänglich-mittheilsame Mann, nur mit übergezogener Amtsmiene und vorgeknüpftem Ordenskreuze; und, wenn der Junge dort auf der Bank (denn während sein Auge am Schulrathe hing, war sein Ohr für die Hauptsache taub) irgend seine Gedanken zusammen und im Feuer Stand hielt, konnte vor solcher humanen Gerechtigkeit Nichts schief gehen. Als er mit diesem Glauben bis zur Uner-schütterlichkeit gelangte, war die Prüfung zu Ende.

Wem hätte er sagen können, wie er aus dem Saale gekommen sei?! Seine ganze Erinnerung bestand in einem tiefen Bücklinge, den er dem an ihm vorübergehenden Schulrathe gewidmet, und in der Hand, die dieser ihm dafür klüchtig mit wohlwollendem Zunicken gedrückt hatte.

Und neben diesen Mann hatte ihn jetzt die wunderbare Vorsehung, welche der große Haufen gedankenlos Zufall schilt, wiederum in den Postwagen gesetzt!

War ihm nicht zu Sinne, als habe er nun das Höchste erlebt und könne sein stilles Dasein selig beschließen?! —

Der Schulrath hörte dem Gefährten, der ihm dies Alles eben so redselig als glücklich schilderte, mit eben soviel Geduld als Wohlgefallen zu. Er wartete gleichsam mit dem Interesse eines Gemäldesammlers die Vollendung des Portraits ab, welches

der kleine ehrliche Mann, ein unbewußter Naturmaler, von sich selber für die Gedächtniß-Gallerie seines Gönners lieferte.

Die Unterhaltung gerieth eine Weile in's Stocken, während auf der Zwischenstation, wo damals der Rentmeister von ihnen schied, die Pferde gewechselt wurden.

Der Schulrath hatte inzwischen das fertige Konterfei des Schulmeisters, als ein Kabinetsstück, in dem Voudoir seiner Phantasie, in seinem Herzen, aufgehängt, und je mehr er sich der eigenthümlichen Ansbeute dieser seiner Amtsfahrt freute, je näher die Trennung von dem lebendigen Originale heranrückte, dem er wahrscheinlich im Diebsteils nicht wieder begegnete, empfand er in einer Art von dankbar-wehmüthiger Anwendung das Bedürfniß des Versuchs, auf dieses unscheinbare Stilleben noch irgend einen Abendsonnenstrahl fallen zu lassen.

Als sie eine Strecke weiter gefahren waren, nahm er daher das Gespräch wieder auf.

„Sie haben mich,“ so redete er den still durch's Fenster schauenden Emeritus an, „einen so tiefen Blick in Ihre Vergangenheit und Gegenwart thun lassen, daß ich eine Frage nicht unterdrücken kann, die sich auf Ihre Zukunft bezieht.“

Der Emeritus sah den Sprecher mit ruhigem Erstaunen an; ihm war an seiner Zukunft ja nichts mehr fraglich, als ihre Dauer.

Der Schulrath that einige Bzüge aus seiner Cigarette, und fuhr dann fort:

„Sie haben Ihr Tagewerk geschlossen; Ihre Pflicht ist erfüllt; Sie leben nur noch sich selbst und den Ahrigen; Sie sind, wie ich höre, eben so zufrieden mit Ihrer Lage, als diese in enge Grenzen beschränkt ist. Sie haben nur wenig Bedürfnisse noch und keine Sorge mehr; Ihre Freude trägt nur noch das Gepräge der Ruhe; Sie haben ein respectables Alter erstiegen; aber — wenn ich Sie so betrachte — sind Sie nicht doch noch jung genug, um noch irgend einen Wunsch zu haben?“

Der Alte sah dem Schulrath mit heiterem Gleichmuth in's Gesicht und sagte: „daß ich nicht wüßte!“

Beide schwiegen.

Allmählig aber stieg dem Emeritus ein mildes Funkeln in die kleinen grauen Augen; ein mühsam, aber vergeblich bekämpftes Lächeln phosphorescirte um seinen Mund, und das auflebende

Wienenspiel seines leicht erröthenden Angesichts fing an zu verrathen, daß die Frage des Schulraths, wie ein Druck auf eine verborgene Feder, das lange stillgestandene Mädelwerk der Seele in Bewegung gesetzt hatte und daß aus verschwiegener Tiefe allgemach ein befreites Geheimniß an die Oberfläche zu steigen begann.

Der Schulrath sah mit vergnüglichem Beobachten dem Broddeln zu, mit welchem das kommende Geständniß sich ankündigte.

Endlich gab der Emeritus, den Blick vor sich hin gerichtet und mit den Fingern spielend, Folgendes von sich:

„Ja! Hochverehrter Herr! Ueber's Streben und Begehren — Sie sagten's eben selbst — bin ich weg; wo die Genüglamkeit anfängt, hört das Entbehren auf; und gegen das Darben ist geforgt. Also — was nennen Sie Wunsch?“

„Ich meine, ob Sie nichts vermissen oder auf nichts verzichtet haben, das Sie zwar für leicht entbehrlich achten, dessen Besitz oder Erfüllung Ihnen aber gleichwohl, wie man zu sagen pflegt, Spaß machen würde. Wenn ich zum Exempel für mich auf eine solche Frage zu antworten hätte, ich würde bei aller Bescheidenheit nicht in Verlegenheit sein.“

„Nun! so brauch' ich mich auch nicht zu zieren!“ sagte der Schulmeister, und, indem er seinen Mund absonderlich zuspigte, faßte er sich ein Herz und erklärte: „Wollen Sie's nun einmal hören, et ja! Etwas wüßte ich wohl, wornach ich in meinen alten Tagen, als wär' ich sechszig Jahr jünger, so ein rechtes Gelüst spüren könnte!“

„Und das wäre?“

Der Emeritus sah den Schulrath mit einem Anfluge von Leidenschaft und Schelmerei seitwärts an und flüsterte: „Eine Königin!“

„Eine Königin?“ fragte der Schulrath, der sich eher des Himmels Einsturzes, als dieser Antwort versehen hätte und den Anderen forschend fixirte.

„Eine Königin!“ wiederholte dieser mit beständigem Kopfnicken, „ich meine nämlich: eine italienische Königin.“

Dieses Prädicat, weit entfernt, den Schulrath über den Sinn der Antwort aufzuklären, verdoppelte vielmehr seinen plötzlich erwachten Argwohn, daß der Schulmeister irgend einen Raptus habe;

indessen, wenn einmal eine fixe Idee unvorsichtiger Weise angestochen war, so blieb augenblicklich nichts übrig, als sie durch kluge Behandlung möglichst unschädlich zu machen. Er entschloß sich daher kurz und erwiderte mit erbeuchelter Neugierde:

„Wer ist diese Dame, wenn man fragen darf?“

Der Emeritus, der nichts weniger ahnete, als daß sein Gönner ihn für halbverrückt halte, war durch diese wenig zutreffende Frage wiederum seinerseits einige Secunden lang bestremdet. Seine Ehrerbietung jedoch, die ihn keinen Augenblick an der Vernünftigkeit eben dieses Gönners irre werden ließ, machte sich nur in einem fröhlichen Lächeln über den gütigen Scherz desselben Luft, der ein Mißverständnis vorzuschützen beliebte; und er gestattete sich daher die entschuldigende Begebenmerkung:

„Ah so! Sie sind kein Bienenvater?“

„Nein!“ athmete der Schulrath auf, dem mit dieser Vaterschaft ein Alpdruck vom Herzen fiel. „Aber ich erinnere mich nun, daß Sie neulich Ihrer Bienenzucht erwähnten. Es handelt sich also um eine Bienenkönigin, wiewohl mir noch unklar bleibt, was Sie unter einer italienischen verstehen.“

„Es ist dies eine fremde, bei uns noch wenig eingebürgerte Sorte, welche verschiedene Vorzüge vor unsern deutschen hat und manche Vortheile bietet, was Sie nicht weiter interessieren kann, für unser Einen aber, der sich (weniger um des Erwerbs willen als aus Liebhaberei) damit abgiebt, besonderen Reiz hat. Ich will nur beispielsweise anführen, daß diese Ausländer unsre deutsche Flora weit mehr ausbeuten, als unsre Landsleute und daher auch reichlicheren Honig zusammenbringen. Wir Deutsche sind einmal überhaupt unpractischer, als andre Leute; man kann's unsern Bienen nicht so ganz allein nachsagen! Item! Wenn ich Etwas für solche Allotria übrig hätte, so würd' ich mir eine dergleichen Königin zur Zucht beilegen.“

„In welcher Gegend von Italien sind sie zu Hause?“

„Damit kann ich Ihnen nicht dienen; aber zu haben sind sie in Carlsmarkt in Schlesien.“

„Ist denn so eine Königin theuer?“

„Eigentlich nicht! Aber mich würde sie doch

wohl ein Bekehrtheil meiner Pension kosten! Also verbietet sich's!"

Diese Resignation hätte den Schulrath um eine Wendung zum Abbruch des Thema's verlegen machen können, wenn nicht die Post unerwartet still gehalten hätte.

Der Schullehrer hatte den Postillon gebeten, ihn vor der Stadt Prißow, wo der Weg nach Spindelwih von der Chaussee abzog, aussteigen zu lassen.

Dieser Punkt war gekommen und mit ihm die Zeit des Abschieds; die Frist reichte eben nur zu einem herzlichen Händedruck, zu wenigen aufrichtigen Worten aus.

Der Emeritus stand mit seinem Bündel bereits unten, und die Wagenthür wollte hinter ihm zufallen; da wandte er sich noch einmal um, und rief dem Schulrath mit bewegter Stimme zu:

„Noch Eins, mit Ihrer Erlaubniß! Als ich neulich im Wilden Manne meine Rechnung bezahlen wollte, sagte mir Herr Hinzelmeyer, es sey bereits Alles richtig! Ich weiß nicht, wem ich's zuschreiben soll. Sollten Sie es erfahren, und der

unbekannte Wohlthäter käme Ihnen zu Gesicht — das kann sich ja doch fügen! — vergessen Sie meine Bitte nicht, sagen Sie dem edlen Manne von dem alten Emeritus Wolff aus Spindelwih tausend Dank!"

Der Alte sah, während der Postillon wieder aufsaß, gerührt zum Wagen hinauf; als die Pferde anzogen, winkte er den letzten Gruß und war verschwunden.

Der Emeritus hatte, während er nun nach der Heimath zurückwanderte, auf seinem stillen Wege nur des freundlichen Schulrathes gedacht und die italienische Königin längst wieder vergessen. Eines Tages erhielt er einen beschwerten Brief aus der Residenz mit einer Summe, welche den Preis der welschen Majestät überstieg; und eine Woche später lag auf dem Schreibtische des Schulraths die dankbare Rückschrift des Siebzigers, der mit jugendlichem Feuer die Begeisterung schilderte, mit der er dem glücklichen Einzuge seiner Herzenskönigin entgegensah.

Des Doctors Rath.

Von W. v. Merckel.

Zu einem Doctor sprach ein kranker Mann:

„Ich bin seit langer Zeit recht übel dran,

„Sonst hab' ich meinen Nachbar durchgebläut,
„Der, seit ich schwach bin, mir mit Prügeln dräut;

„Macht fein gesund mich, daß ich wieder dann,
„Wie früher, meinen Nachbar prügeln kann!"

Der Doctor sprach: „Das macht sich nicht so bald;
„Ihr seid nicht krank nur, sondern auch zu alt.

„Ein Mittel giebt's, das eher helfen kann:
„Den Nachbar mach' ich auch zum kranken Mann!"

Bei sich gedacht' er: „Sind erst Beide krank,
„So sind mir Beide sicher lebenslang!"

Der Andre sprach: „Das war kein Doctors Rath!

„Ich dächt, Ihr würdet lieber — Diplomat!"

Zu den Bildern.

Unsere diesjährige Bilderschau beginnen wir im Hause des Herrn, wohin Karl Arnold uns führt, sein heftiges Landmädchen beten zu sehen. Anders ist unsere Andacht, wenn wir zuerst „halb Kinderpiel, halb Gott im Herzen“ beten, dann, vom gelehrten Gebet loslassend, den Empfindungen des Herzens eigenen Ausdruck leihen; anders, wenn wir später mit ringenden Händen leidenschaftlich beten und, zum Gebet des Herrn zurückkehrend, nur einzelne Bitten härter und inniger betonen, weil wir gelernt haben, wie wech die Noth thut und wie noch weicher die Schuld, oder wie schwach wir gegen Versuchung sind. Auf diesem Bilde indessen handelt es sich nicht um außerordentliche Situationen, vielmehr sehen wir die Gegenwärtigen ihre Andacht in der Form löblicher Gewohnheit ausüben. So bei den beiden Alten; bei der Jungen mischt sich die liebliche Gewohnheit herein, über das Gesangbuch hinweg — vielleicht nach irgend einem jungen, braven Wurschen — zu beten.

Aus der Dorfkirche gelangen wir durch E. Köppler in die Weltstadt London. Wir sind in einem der großen Hôtels, im allgemeinen Zusammenkunftssaal mit der Aussicht auf St. Paul. Welche verschiedene Gedankenwelt in jenem und in diesem Räume! Dort mischt sich in das zum Herrn gesprochen Gebet der Gedanke an die beschränkte Lust und Sorge eines kleinen Hausstandes; hier knüpfen sich an das mit elektrischer Kraft geschriebene Wort, die weit aussehendsten Combinationen. Dort steht in abgegriffenen Büchern das schlichte, ewige Wort des Herrn; hier drängt sich auf Nischenbänken tausendweise aneinander, was nur für das flüchtige Heute gilt, was morgen veraltet ist, und an dessen Verächtlichkeit die nächste Nacht schon mit hundert Maschinen und nie verlöschendem Feuer in rastloser Geschäftigkeit arbeitet.

Einen andern Gegenfuß bietet das folgende Blatt, wozu H. Haun das Motiv aus dem bairischen Hochlande genommen hat. Säge man auf dem vorigen Blatte nicht einige Wolken, die in's Freie rufen, über der sonnenhellen Straße fliegen, man würde meinen, es gäbe keine Natur; sähe man hier nicht einige moosbedeckte Bretterbänke stehen, man würde denken, es gäbe keine Menschen. Solche von frischem, grünem Moose bemalte Hütten, in denen die geschäftige Sägemühle, welche Wägen und Säge zuschneidet, mit einformigem Takt sich den übrigen Naturstimmen gesellt, sind fast eins mit der Natur und so durchaus zu ihr gehörig, als ob sie ihr Herz wären, weil hinter diesen Wänden der Mensch hauset, der überall der Mittelpunkt der Natur ist.

Ed. Hofmann läßt uns in eins jener Lokale blicken, deren Existenz auf dem Gewohnheitstriebe der Menschen beruht. Wie verrathen dem Leser, daß der Künstler, nachdem er uns hineingeführt hat, sich zu einem Glase niederlassen will und sich dabei bei jenem Herrn mit dem Bierseidel und der Cigarre nach der Sorte erkundigt. Alles in dieser Stube athmet behagliche Stammgaststube. Jedes Ding und jede Person hat den allbergebrachten Platz, sowohl der Korkzieher und die Pfeifen, welche die Habitués nebst den Beuteln größerer Bequemlichkeit halber dort lassen, als auch die alten und

jungen Philister, welche ihre Gewohnheiten alle mit an den gewohnten Platz bringen. Nichts könnte sie lebhafter alteriren, als diesen von einem Angeweihten besetzt zu finden. Mit vorsichtiger Klugheit giebt der Wirth das Weißbier ein, diesen von unseren süddeutschen Brüdern verachteten Trank. Ein wohlbesuchter Wirth muß sich nur hüten, irgend etwas zu ändern, sei die Aenderung auch Verbesserung. Er darf, wenn er jahrelang den Gewohnheits-Mechanismus des Bediensteten geübt hat, sich zurückziehen und Häuferbesitzer oder Rentier werden, aber er darf seine Ersparnisse nicht auf den Ausbau und die Verschönerung seines Lokals verwenden. Wie man die Vögel vom angefangenen Neste durch Verdrängung desselben verschucht, so entflieht der Weißbiergast, wenn die heilige Gewohnheit seines Abendstunden-Gastens angetastet wird. Es giebt zweierlei Art von Stammgästen, die einen vermeiden jedes überflüssige Wort, die andern sprechen es. Jene spielen Sechsz und sechszig ist ein sehr beliebtes Kartenspiel, in dessen Theorie wir nicht eingeweiht sind. Nach dem aber, was uns ein Kenner darüber sagt, muß es Glück und Verstand in gleichem Maße erfordern und nicht außer Stande sein, die Leidenschaft zu erregen.

Es ist wohl Niemand unter unsern Lesern, dem nicht bei dem nächsten Blatte von H. Menzel sogleich die Noten gegenwärtig wären, mit denen Donna Anna ihr „Ja, ich wage selbst mein Leben“ ausruft. Man hört Juan's Antwort, Leporello setzt ein, und während man das Bild betrachtet, spielt sich das leidenschaftliche Zerzett zu Ende, bis der alte Conthour mit dem Licht und dem Schwert kommt und sein: „Laf sie, Verräther!“ donnert. Je nachdem man seinen Mozart inne hat, dauert die musikalische Träumerei durch die folgenden Nummern fort und die Jammerklage der Tochter und der Racheschwur ihres Geliebten schlagen an unser Ohr. — Es ist gewiß kein Zufall, daß der Mann der Geisteswelt auf der einen und der der Sinnenwelt auf der andern, daß diese ihre höchste künstlerische Ausprägung durch deutsche Künstler fanden: Faust durch Goethe, Don Juan durch Mozart. Die Natur der Stoffe bestimmt den Haapt für die Dichtkunst, den Don Juan für die Musik. Ja, bei wahrer Erfassung des Faust-Charakters führt er schon so stark auf das philosophische Gebiet hinüber, daß er sich in gewissem Grade selbst der dramatischen Gestaltungsfähigkeit entzieht. Dies war nicht der Fall bei früheren dramatischen Bearbeitungen (den ersten nennenswerthen Versuch machte Marlowe, Shakespeare's Zeitgenosse und Vorgänger, im Jahre 1600 mit Dr. Faustus), welche dafür aber auch den Faust als bloßen Schwarzkünstler behandeln und das Sinnenleben, seine sekundäre Krankheit, zur Hauptsache machen. Dasselbe geschieht bei der einzigen musikalischen Behandlung des Faust, die wir kennen, der Spohr'schen. Hier ist Faust der bloße Don Juan; seine grübelnde Speculation, sein Nationalismus ist einmal für die Musik ein unmögliches Element. Dagegen datirt sich, abgesehen von allen voraus gegangenen dramatischen Bearbeitungen, die eigentliche Volkstümlichkeit der Juan-Sage erst von der musikalischen, von der Mozart'schen, Bearbeitung her.

Vorgänger waren Gutz, der den Stoff als Ballet, Nighini, der ihn als Oper behandelte. Die bildende Kunst hat sich viel mit Faust, so gut wie gar nicht mit Don Juan beschäftigt. Während wir vom Faust, außer den bekannten Tafeln in Auerbachs Keller (vom Jahre 1825) und unzähligen Delbildern, welche namentlich gern die Kerkerzene und Gretchen vor dem Muttergottesbilde schildern, oder auch auf großen Tafeln in vielen kleineren Bildern die ganze Begebenheit zur Anschauung bringen; außer den einzelnen Blättern von Rembrandt und Chr. v. Sieden drei neuere, durchgehende Bearbeitungen haben (von Reusch, Cornelius und Seiberg); erkennen wir uns keiner Bearbeitung des Don Juan, kaum eines Bildes, es sei denn die feinerne Figur des Comturs, um des Mondscheins willen. Und doch sollten wir denken, daß die Oper Bild um Bild zu geben vermöchte. Es wäre höchst interessant, das Verhältnis der bildenden Künste zu den beiden Sagen näher zu untersuchen.

Anderer Klänge, die Fanfaren aus Weber's Curquante oder einen melancholischen, sehnächtigen Waldhornruf glauben wir zu vernehmen bei dem Jagdbühel von W. Niefstahl. Ueber die Verbindung der Musik mit der Malerei hat Moriz Lazarus in seinem „Leben der Seele“ sehr gedankreiche Bemerkungen gemacht. Er weist im Ganzen die Vermischung gerade dieser Kunstarten zurück. Nun möchten wir ihn aber erinnern, daß der Grad der Verwandtschaft der Kunstarten bei verschiedenen künstlerisch angelegten Individuen auch verschieden sein wird. Wir sind gewiß nicht die Einzigen, denen beim Anblick eines Landschaftsgemäldes die Stimmung kommt, daß man ein Lied leise vor sich hinsummt oder doch eine Melodie im Herzen klingen hört, denen beim Anblick eines affektvollen Figurenbildes dramatische oder Symphonie-Musik erklingt, wie wir z. B. keine Gamont-Szene gemalt sehen können, ohne daß uns Beethoven's Musik einfiel, ja, wir gehn so weit, daß wir hierin einen Gradmesser für die Wirkung des Bildes zu erblicken vermögen. Leicht erwecken Landschaften und Nester die Empfindung des in die Ferne strebenden oder fern liegenden Befehes oder Gemüthes, und häufig werden wir finden, daß sich den Landschaften die Sehnsucht in die Zeitferne, in ein glücklicheres „Sint“, den Nestern die Sehnsucht in die Raumesferne, in ein glücklicheres „Dort“, gleichsam wie ergänzend, beimißt.

Außer der Wetter-Unterhaltung ist unter Männern nichts so geeignet, eine Verbindung oder auch nur eine Conversation zu eröffnen, wie der Tabak, sei es, daß er der Zunge, sei es daß er der Nase dargeboten werde. Wie eine große Gemeinde sind alle Raucher mit einander verbunden und die Besge dieser Leidenschaft hat ihre Rechte und Gesetze so gut, wie sie die Jagd, das Pferdereiten und andere edle Vergnügungen immer haben können. Kein Bruder Raucher verläßt dem andern das Feuer, ja, langt man z. B. im Dampfswagen eine Cigarette hervor, und hat eben den Kopf mit der Taschentuch-Guillotine abgeschüttelt, so bietet sich gleich eine in Gluth befindliche Cigarette aus der Reisegesellschaft zum Anzünden dar. Um wie viel mehr, wo Zwei sich einsam auf dem Felde begegnen, wie auf D. Wisniewski's Bilde. Die Mittheilung wird hier mittelst Hundes bewirkt; der Jäger bläst etwas stärker hinein, damit das Feuer sich bloßlege. In dem Gesicht des Invaliden liegt das Recht, in dem des vornehmen Jägers die Pflicht des Rauchers ausgedrückt. Knüpft sich noch eine weitere Unterhaltung daran, so würde der Krüger gewiß die Hunde des Jägers loben, wenn er welche mitgenommen hätte; denn das erste Stadium einer guten Unterhaltung nach der Einsittung ist, daß man irgend einen Weis des Angeredeten lobt. Man hat Beispiele, daß die Bemerkung: „Was haben Sie da für einen äußert hübschen Reifeack!“ zu Verlobung und Hochzeit geführt hat.

Diese Scene bezieht sich auf der mährischen Pusta; L. B. u. r. ger zeigt uns die ungarische. Es fragt sich kaum, welche fruchtbarer ist. Die Tiefen der Theis sind allerdings baum-

los, weit ausgedehnt und sandig, wie die mährische Landchaft; allein, unangebaut wie sie sind, darf man sie nicht zugleich unfruchtbar nennen. Sie sind reich an Viehtriften. Die Hirten ziehen von Ort zu Ort mit ihren Schaafherden; bei jeder derselben befindet sich als nie fehlender Begleiter ein Göl, der die Bestimmung hat, beim Weiterziehen einiges Hättengeräth oder den Herrn selber zu tragen. Dieses Nomadenleben dauert das ganze Jahr durch. Die Hirten theilen sich in Rassen, welche durch die Gattung des gehaltenen Viehes bestimmt werden; hierbei nimmt der Schweinehirt (Kanász) die unterste, der Kofschändiger aber, der gelegentlich auch Kofschieb ist (Csikos), die höchste Stellung ein. Wir haben es hier mit einem Juhász d. h. einem Schaafhirten zu thun, dessen Leben im angenehmen Wechsel von Nichtstun und Garnichtstun dahinfließt. Einige Aufregung in die Gleichförmigkeit dieses Haldendaseins brachte jüngst die Kaiserreise und prächtig wie die auf den Steppen helmsche Jata Morgana, glänzte das Volk der Jazzen und Romanen vorübergehend in phantastischen und malerischen Aufzügen, welche den kaiserlichen Wagen umschwebten.

Ed. Baye, (geb. am 28. Februar 1817 in Seefin) beliebter Landschaftsmaler, charakteristischer und innig. Kalt er Wärme, so steht er den Hauber des Waldes; seine Seen athmen die Herzlichkeit des Wassers, seine Flachlandscapen offenbaren die Reize der Matten und Wiesen, seine Berge sind voll Alpenfische und Dufst; er hält nichts von dem Clementarischen zurück, was in den Dingen ist. Seine künstlerische Erziehung war geeignet, diese seine Art und Weise zu unterstützen. Er war ein Schüler von dem genialen Bleben, der einen großen Einfluß auf seine jungen Jünger zu üben wußte. Er liebte, mit ihnen hinaus zu gehen und angelehnt der Natur ausgeführte Studien anfertigen zu lassen. Das ist reine Natur war der Ausdruck seines höchsten Lobes. So wie aber Einer anfing, draußen gleich zu skizziren oder gar Ansätze von Manier zeigte, so hieß es mit sehr ironischem Tone: „Der macht ein Bild!“ Neben diesen Studien war Pape in der Werkstatt des hochverdienten Dekorationsmalers Gerst beschäftigt. Später war er Schüler von W. Schirmer. Im Jahre 1845 war bei ihm das Geld zur italienischen Reise besonnen. Er kam bis Sicilien. Seine Neigung wandte sich trotz der südlichen Studien mehr der Darstellung schweizerischer und tirolischer Gebirgs-Landschaften zu. Bald nach seiner Rückkehr half er das neue Museum in Berlin mit landschaftlichen Kreiden schmücken, welches ihm die Mittel zu einer neuen Studienreise, diesmal auch Paris einschließend, gewährte. Eine große Folge herrlicher Gebirgs- und Wald-Landschaften entstanden nacheinander, unterbrochen nurunter von einem sehr durchgeführten Architekturstück. In letzter Zeit wandte sich der Künstler mit Vorliebe der heimathlichen Natur zu, und schlichte Gründe und grüne Felder, Gegenden, über denen die Lerche zu schweben und in denen sie zu nisten liebt, sind vielfach mit gleich poetischer Treue von ihm dargestellt worden. Gegenwärtig ist er aus Anlaß seiner wankenden Gesundheit in Aegypten; leider mehr seine Brust, als sein Herz trieb ihn dahin, und ein Bild wie dasjenige, welches er uns beigezeichnet hat, ein deutscher Birkenwald, mag wohl oft in Gedanken vor seiner Seele stehen, wenn er bedenkt. Möge ihm glückliche Heimkehr verliehen werden! —

Ein Hund sei noch so häßlich, Appetit hat er doch. Durch Dressur kann, wie uns die Jäger und Hundeliebhaber bezeugen, ein Hund dahin gebracht werden, seinen Appetit zu verläugnen; aber alle Dressur der Welt wird das Brauch-Exemplar von Kattenfänger, welches L. Steffe da portirt hat, nicht zu der Ueberzeugung bringen, daß mit dem warmen Frühstük auf jenem Ofen nichts zu machen ist, so lange derselbe noch in jenem Zustand der Wärme verharrt, der ihn in der Gegend der Thür sogar glüthend erscheinen läßt. Wie die Mode oft das Hässliche beschützt, so hat sie jetzt die Stelle der Schockhunde, welche früher das Geselch-

der Nymphe inne gehabt hat, an die sogenannten Nattenfinger verleben, welche jenen hässlichen, behaarten Haupen des Väteralters gleichen. Die Nymphe aber sind ausgestorben. Ein hundertjähriger Menagerie-Besitzer (der Mann ist Kufusast; er trug das Miniaturportrait einer gestorbenen Lieblingsdogge, von einem geschickten Maler gefertigt, als Vorhakenbild) hat uns versichert, daß nur noch zwei Nymphe in Europa existirten, den einen besitze er, der andere besitze sich an einem europäischen Hofe. Sein Exemplar wurde vorgeführt, und die anwesenden jungen Maler trugen das tief-verdroffene Gesicht in ihre Skizzenbücher.

Das nächste Blatt von Cretius hat einer der vorzüglichsten Steinzeichner der Gegenwart, G. Kerkert, auf Stein übertragen. Konstantin Cretius (geb. den 6. Januar 1814 zu Bries in Schlesien) erhielt seine Jugendbildung in Breslau, wohin die Eltern bald nach seiner Geburt übersiedelten. Sie war wissenschaftlich und künstlerisch zugleich. 19 Jahre alt ging er nach Berlin, wo er sich besonders an Wach angeschlossen. Er gewann 1838 den Preis für Historien-Malerei, welches ihn nach Paris und Rom führte. Italien hat ihm von da ab die Stoffe für seine Schöpfungen geliefert. Das schöngehaltene Volk, seine Sitten und Trachten, sind die Vorwürfe, die er mit edler Einfachheit und vieler Harmonie der Farben darzustellen liebt. Später kam zur ethnographischen Schilderung der psychologische Charakter hinzu, den er seinen Figuren zu geben wußte, wodurch er das Interesse daran vertieft. So hier bei seinem römischen Winkel-Advokaten. Voll Resignation sieht das eine der Frauenbilder, voll matt hoffendem Verlangen steht das andere vor dem Schreiber, der seinerseits in dem Anblick ein höchst originelles Gemisch von Gutmüthigkeit und Verrücktheit sieht. Weid's ist ihm nöthig. Jenes braucht er für seine Kunden, dieses gegen deren Feinde. Die Sache muß so schlimm nicht stehen, wie die Krausenimmer fürchten; man kann sich nicht enthalten, zu dem klugen Alten Vertrauen zu gewinnen. — Cretius war auch ein Jahr in Konstantinopel.

Schlimmer als die Türken — um einen kühnen Uebergang zu machen — war in dem dreißigjährigen Kriege das Corps des Generals Herode. Das neugeordnete Regiment dieses Obelmannes war so „schwacher und dussälliger Natur“ wie Simplicissimus sagt, daß man überall Kranke, Lahme und Wäde zurückließen sah. Die schlimmste Krankheit, die Faulheit, besel denn auch die Gesunden, und so kam es, daß man sie „kaufenweis bei einander sah, wie die Feldhühner im Winter, hinter den Hecken, im Schatten, oder nach ihrer Gesehnheit an der Sonne oder um ein Feuer herum liegen, Tabak zu schmauchen und zu faulensen.“ Daraus wurden natürlich Spitzbuben. Diese Gruppe von Landknechten ist eben mit dem schwierigeren Theil ihres Tagewerks beschäftigt. Es war nicht schwer, diese Koffer mit Kostbarkeiten und Kleidern Anwesenden oder Abwesenden abzunehmen, aber es ist schwer, die richtige Verteilung zu bewirken. Die veralteten Wärfel sind als Schiedsrichter gewählt, aber das Schwert wird wahrscheinlich ihre Aussprüche korrigiren. Der Urheber dieses Bildes, Otto Weber (geb. am 17. Oktober 1832 in Berlin) verricht seine künstlerische Richtung schon früh und vertraute seine ersten Übungen dem Sande im Tiergarten an; er kam daher schon im zehnten Jahre, und zwar zu Ferdinand Weiß in Unterricht, dann auf die Akademie, wo er sich zweimal Preise errang. Sein späterer Lehrer war Steffel, dessen Darstellungsgebiet auch das seinige geworden ist. Ländliche Szenen mit Hinzuziehung der Tierwelt, Jagdsstücke u. dgl. beschäftigen ihn vorzugsweise. Während seiner einjährigen Militärdienstzeit lieferte er Vivonac-Szenen u. dgl. aus dem Soldatenleben. Die letzte Ausstellung zeigte einen Pferdemarkt in einer Provinzialstadt von lebendiger und charakteristischer Schilderung.

Nur das Nichtsthun, welches kein Nichtsthun ist, kann für genannt werden. Das völlig inhaltslose ist es nicht. Wenn

auch Kopf und Hände truben, so soll mindestens die Phantasie, das Gemüth beschäftigt sein. So wenig man Beschäftigung mit Fleiß verwechseln darf, eben so wenig darf man das süße Nichtsthun mit demjenigen verwechseln, welches den Menschen verfauert. Der Gegenstand, welcher die Dame, in deren Gemach uns W. Amberg treten läßt, in das süße Nichtsthun versenkt hat, ist, nach ihrem Gesichtsausdruck zu schließen, ohne Zweifel im höchsten Grade interessant. Stören wir sie nicht, sondern blättern wir weiter:

Hermann Kretschmer (geb. am 28. Oktober 1811 in Anklam), zu dessen Weisener wir jetzt kommen, begann seine künstlerische Laufbahn zu Berlin in der Malerschule von Wach im Jahre 1828. Drei Jahre darauf, als eben W. v. Schadow die Düsseldorfer Akademie, namentlich durch die Einrichtung der Werkstätten für ausübende Kunstschüler, zu einem neuen, naturgemäßen Organismus gemacht hatte, schloß sich Kretschmer dieser Anstalt an, war besonders mit Robert Heintz und Blüdemann in Freundschaft verbunden und theilte mit ihnen die damalige Blüthe der Düsseldorfer Schule in Kunst und Künstlerleben. Seine Bilder (wie nennen „Krieger und sein Enkel“, „Möbendöbel“, „Nothhülppchen“, durch Strindrud populär geworden), wurden beliebt und setzten ihn in den Stand, seine Römervahrt im Jahre 1837 zu beginnen. Bald folgte ihm Heintz, und sowohl der angenehme Verkehr mit Kunstgenossen, zu denen dort auch August Niebel gehörte, als auch Beliebtheit seiner Schöpfungen wiederholte sich in Rom. Letztere kamen meist in den Besitz des Kaisers von Rußland. Es schien dem jungen Künstler angemessen, auf einem interessanten Umwege nach Düsseldorf heimzukehren. Sein Sinn stand nach Griechenland, damals für einen deutschen Maler höchst ungewöhnlich, wiewohl heutzutage Jeder mindestens in den Orient geht. Als er daher im Café greco den Freunden seinen Entschluß mittheilte, Athen und sogar Konstantinopel besuchen zu wollen, lachte man ihn aus und trug ihm auf, doch auch ja den türkischen Sultan zu malen. Der unternehmungslustige Künstler versprach es scherzend. Im Herbst 1839 ging er nach Athen. Dort lebte er mit Heibel, Curtius, Helmmann, Hochstetter und anderen Freunden ein an Anregung und poetischem Genuß reiches Leben und füllte seine Wappen mit originellen Studien aller Art. Nun begab es sich, daß er mit der ihm eigenen Gabe in sorgloser Unbekümmertheit die ständige Gelegenheit im rechten Augenblick zu ergreifen, dazu kam, die schöne Tochter des alten Vexaris zu malen, deren Name unseren Lesern aus der Schönheiten-Sammlung des Königs Ludwig bekannt sind. Die Königin kam öfter, das Bild ihres Schütlings zu sehen und fand so viel Gefallen daran, daß sie selber dem Maler sah, auf welches Bild sich das bekannte Sonett Weibels bezieht.

Anderer Bildnisse von Mitgliefern des griechischen Königs-hofes folgten diesem ebenfalls sehr gelungenen Portrait. Der Künstler verlor darüber den Rest der schönen Jahreszeit und beschloß, in Kegypten zu überwintern, von dessen mildem Klima man ihm viel gerühmt hatte. Auch hier sah alsbald der Statthalter des Landes, Mehemet Ali, vor seiner Palette. Was ein französischer Künstler dem Pascha nicht hatte zu Dank machen können, gelang dem Deutschen. Die ganze Herrscherfamilie sollte nun von ihm gemalt werden. Kaum aber war außer dem Oberhaupten sein Enkel und späterer Nachfolger, Abbas Pascha, vollendet, so verwickelten die Unabdingbarkeitsgelüste den Alten in jenen Krieg, der so nachtheilig für ihn endete. Kretschmer floh vor dem Ausbruch des Kampfes nach Konstantinopel, wurde aber dort noch von der ägyptischen Augenkrankheit heimgesucht. Der damalige preussische Gesandte, der Graf von Königsmark, gab ihm sofort Wohnung und Pflege in seinem Landhause am Bosporus, ließ ihn durch den Minister Reshid Pascha dem Sultan Abdul Mehsid vorstellen, und bald konnte er den römischen Freunden schreiben: „Ich male also jetzt den Sultan.“ Der Künstler hatte es sehr gut dort. Täglich ritt er von Bojuzkeri, seinem Land-

haufe, in den Palast des Kaisers, wo ihm Wohnzimmer eingerichtet waren, in welche der Herrscher eintrat, so wie er Lust spürte, dem jungen Kranken zu sitzen und sich mit ihm durch den Dolmetsch zu unterhalten.

Aus der damaligen Studienmappe ist das Kulturbild genommen, welches Kreschmer der Argo eingereicht hat. Der fischeiche Vesporsus bildet gewissermaßen die Jolkstation für die Schaaren der Wanderfische, welche vom schwarzen Meere in den Archipel und bis in's Mittelmeer oder auch den entgegengesetzten Weg ziehen. Auf mancherlei Art wird die im großen Stile betriebene Fischei ausgeübt. Die eigentümlichste auf die hier geschilderte Weise. Diese 18—20 Fuß über dem Wasser schwebenden Wachtstätten werden Daliass genannt. Mit dem Rücken gegen die Küste gebaut, entspricht ihnen eine Reihe von Pfählen, welche zwanzig Schritte weiter in den Meergrund gerammt sind. Dieser Gang enthält die Rege für die Fischherden, deren Kommen sich durch das Kräuseln der Oberfläche verräth. Nachdem ziehen die Wächter, deren immer zwei oben sind, die Rege auf. Die Bauart dieser schwebenden Häuser ist sehr nachlässig, wie man sieht; je nachdem es Wind und Welle heischt, wird ohne ein besonderes Constructions-Prinzip Balken an Balken angefügt und ergänzt. Die Wächter wohnen, schlafen und — rauchen während der ganzen Fangzeit oben und werden durch Röhre vom Lande aus versproantert; ein solcher Lebensmittel-Transport langt hier eben an.

Die reiche Folge derartiger Schilderungen, mit denen 1841 Kreschmer in's Vaterland zurückkehrte, machte Aufsehen in Berlin. Durch A. v. Humboldt wurde der Künstler Sr. Maj. dem Könige vorgestellt, der die Ausführung vieler Skizzen befohl. Eine andere Nebenfolge orientalischer Bilder, welche der Prinz Albrecht, der inzwischen den Orient besucht hatte, malen ließ, veranlaßten den Künstler im Jahre 1843 nach Berlin überzuführen. In dieser Zeit entstand sein „Samum“ und andere Wästenbilder. Bis 1848 war er für den genannten Prinzen beschäftigt. Dann ging er auf einen Sommer nach England, welche Arbeit er fünf bis sechs Jahre lang allsommerlich wiederholte, da er bei Hofe und in den höchsten Kreisen bald ein sehr beliebter und gesuchter Porträtmaler wurde. Als einem genauen Kenner des Orients übertrug man ihm die Ausarbeitung des illustrirenden Theiles von des Prinzen Waldemar Werk über den Orient; auch malte er diesen Fürsten in der Schlacht bei Terosehad in dem Momente, wo er dem an seiner Seite fallenden Arzte bespringt. Außer einigen historischen Bildern sind es vorzüglich orientalische Stoffe und Scenerien, welche Kreschmer darstellt. Eine Stärke hat er im heiteren Genre, und es sind ihm auf diesem Gebiete die Stoffe aus dem Morgenlande (Wästen-Anekdoten, wie man sie nennen kann) oder aus dem heimathlichen Dorfe gleich geläufig.

Eine wunderbare Macht übt das Geheimnißvolle aus, und die Neigung zu ihm hat sicher mitgewirkt, daß das Ansehen der heiligen Behme jemals hat so groß werden und so lange dauern können, daß wir das Freigericht in seiner eigentlichen Heimath Westphalen, wenn auch in modificirter und gemildeter Form doch noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, also fast so lange finden, bis es von dem öffentlichen Schwurgericht hat abgelöst werden können. Einer der berühmtesten Freisprüche, wie der Ort der Gerichtsung genannt wurde, war der zu Dortmund. Die späteren Freigerichte waren auch schon öffentlich und diese wurden „bei rechter Tageszeit und scheinender Sonne“ abgehalten. Ein solches bereitet sich offenbar auf dem von Kreschmer gegebenen Blatte vor. Es ist im Grunde eine sehr gute Sitte, draußen bei schönem Wetter zu Gericht zu sitzen. Die freie

Natur stimmt zur Gerechtigkeit, Milde und Klarheit. Welchen Kulturwechsel haben diese ehrwürdigen Bäume hier nicht schon erlebt, und was können sie noch erleben. Wir überleben aber ibrerwegen den sehr poetisch wiedergegebenen, in der Natur alljährlich sich erneuernden Vordergrund nicht.

Ein Genuss, der leicht zu erlangen ist, artet auch leicht aus, dagegen hält ihn Mühe um ihn in Maas. Lieblos werfen wir das letzte Viertel der Cigarre fort, und bedienen wir uns gar der Spitzen, so seien es möglichst werthlose. Diejenigen sind selten, welche einen Kultus der Cigarrenspitzen üben. Die Pfeife aber erlaubt nicht bloß, sondern fordert zu einem gewissen Kultus auf. Ein neuer Pfeifenkopf will ange-raucht, d. h. so lange gebraucht sein, bis sich in seinem Innern eine Kruste bildet, welche immer dicker und dicker wird, bis sich der inwendige Raum allmählig auf Null reducirt. Die erste Pfeife schmeckt nicht gut, aber der junge Raucher, den Hofemann hier schildert, hat doch seine Freude daran, und es hat ihm die letzten Arbeitstage der Woche schon verzollet, daß er am nächsten Sonntag mit dem neuen Pfeifenkopf wird in der Thür stehen können. Mit Recht verwundert ihn sein Ghenos, denn warum sollte der Stolz ihres Mannes nicht auch der ihrige sein, gehört der Pfeifenkopf doch zum Hausgeräth.

Es ist nicht gesagt, welche Frage wichtiger ist, ein neuer Pfeifenkopf oder ein neuer Hund. Jener Mann ist über die Noth der Wahl schon hinüber; vielleicht erhebt er sein Geräth zum Geschenk; aber die gute Dame auf dem folgenden Blatte, welches uns Arnold wieder bei den Thieren zeigt, die am meisten Gnade vor seinem Pinsel gefunden haben; diese gute Dame ist noch mitten in der Wahl begriffen und sie hat ohne Zweifel minder bedenklich darin geschaut, als es galt, die Gattenwahl zu treffen; denn damals war sie jünger und er redete selbst für sich und zeigte sein Herz; aber was in so einem Thiere steckt, kann Niemand wissen, und es kann sich kein Mensch in eine Hundsnatur hineinphantastieren, wie Hegel in seiner Philosophie der Geschichte sehr richtig bemerkt. Bedenken wir es daher der Guten, daß sie prüfend den Blick hin und wieder schweifen läßt bei den Lobeserhebungen, welche der unverdrossene Händler all' seinen Schützlingen spendet, am meisten aber denen, die das Lob am wenigsten verdienen? Sie aber haben alle ihre eigenen Gedanken und Empfindungen und ahnen nicht, daß in diesem Augenblick nicht bloß ihr Heil, sondern auch ihr Gefühl der Anhänglichkeit verkauft wird. Die Scene geht übrigens in Brüssel vor sich, wo vor der Kirche der Hundemarkt aufgeschlagen ist. Man sieht sie dort sogar in Kössen; auch bewohnen sie bei den Verkaufern miunter nicht bloß die Erker der Seitentischen, sondern nisten in dem rechten und linken Vorkraum des zugedöcksten Kodes.

Wenn wir so ein altes Rauchsloß liegen sehen, wie es A. Haun auf dem letzten Blatte der Argo abgebildet hat, oder von den Raubrittern des Mittelalters lesen, so fühlen wir uns unwillkürlich wohl, so weit von den Zeiten der Raubrechtszustände entfernt zu sein. Aber im weiteren Betrachteten geschieht es auch bisweilen, daß wir uns an heutige Verhältnisse erinnern, welche unter der Form der Civilisation unseres Jahrhunderts denselben Kern haben, der sich im Mittelalter nur auf massivere und äusserlich robere Weise auslegte. Es ist hier nicht der Ort, zu sagen, welche Analogien sich für uns und unsere Zeit ergeben, da der heiteren Kunstbetrachtung unfreundliche Seitenblicke auf Zustände der Gegenwart fern liegen. Halten wir daran fest, daß stets neues Leben aus Ruinen keimt. Hat man doch auch nicht unterlassen, zu bestimmen, an Stelle welcher früheren Erscheinungen unsere Argo getreten ist. Immerhin, wenn man uns nur nicht läugnet, daß wir das Zeitgemäße und Würdige bringen.

Friedrich Eggers.

coll. cpl.
F. GR
4/12 Mer



Faint, illegible text arranged in two columns within a rectangular border.

